FRITZ MAUTHNER



Der wilde Jockey

Hu.Co B. PAUL

Kleine Bibliothek Langen Bd. XII

FRITZ MAUTHNER



Der wilde Jockey.

H.u.C°

B. PAUL

Inhalt.

Der wilde Jockey

(1890)



Baronin Bachdorf hielt sich selbst mitunter für eine spießbürgerliche Frau, weil sie trotz ihrer Witwenschönheit und ihrer dreiunddreißig Jahren keinen einzigen aus der Schar ihrer Verehrer beglückte. Freilich hatte sie als Mädchen nur „die tolle Magda“ geheißen; das erklärte sie aber jetzt für einen Beweis dafür, wie leblos und albern der Kreis von märkischen Rittergutstöchtern um sie her war. Daß sie sich dann in den eleganten Dragonerlieutenant Bachdorf verliebt und ihn trotz seiner Spielwut und seines galanten Vorlebens geheiratet hatte, war nach ihrer Meinung auch nur ein Zeichen von Spießbürgerlichkeit gewesen. Denn ihre keckften Freundinnen hatten sich ebenfalls in Bachdorf verliebt und ihn doch nicht geheiratet. Ihrem Manne hatte sie einige Monate unruhigen Glückes zu verdanken, und später noch, als sein Charakter sie abzustoßen

begann, konnte sie ein wenig stolz sein, wenn er im Wettrennen beim Herrenreiten an ihr vorüberflog. Als Reiter siegte er immer, auch wenn sein Pferd nicht als erstes ans Ziel kam.

So hatte sie spießbürgerlich und echt um ihn getrauert, als er vor bald drei Jahren den Hals brach. Jetzt lebte sie zwar wieder ganz heiter in dem Strudel der Berliner Gesellschaft, aber sie allein wußte, wie sie sich in mancher Nacht, nach einem Ball, wieder in ein ruhiges Eheleben hineinsehnte. Der gute Bachdorf war tot und ihr einziges Kind war schon vor zehn Jahren, wenige Monate nach der Geburt, gestorben. Beides wünschte sie zurück, es konnte ja ein anderer Mann und ein anderes Kind sein; und da nannten die Leute sie eine excentrische Frau, weil sie ein paarmal in ihrem Leben einer Regung ihres Geschmacks nachgegeben und nicht erst überlegt hatte.

Zum Beispiel: daß sie häufiger in den Cirkus als in das königliche Opernhaus ging, fanden die Damen tadelnswert, während die Herren sie für diese Laune in einer Art beglückwünschten, die wieder etwas Verletzendes hatte. Es war nur ein Glück, daß sie an Herrn von Zella einen getreuen und zuverlässigen

Ritter hatte. Eigentlich fehlte zur Verlobung nur noch ihr allerletztes Ja. Ihr letztes und vorletztes hatte sie schon gesagt, es aber wieder zurückgenommen, weil sie in Herrn von Zella nicht so recht verliebt war. Es wäre von beiden Seiten eine sehr nette Vernunftehe geworden. Sie war immer noch schön und immer noch reich, bei allen ihren Launen eine tugendhafte Frau und, wie sie wußte und wie Herr von Zella behauptete, geschaffen für den Zauber der Häuslichkeit. Er war bei seinen fünfundvierzig Jahren und trotz seiner kahlen Platte noch ein hübscher, frischer Mann, dem der feste blonde Schnurrbart sogar etwas Militärisches gab. Aber er war nur Beamter im Ministerium für Landwirtschaft und hätte seine Fähigkeiten sehr gern auf den Gütern seiner Frau bewiesen, weil er nun doch einmal eigene nicht hatte. Aber häßlich war seine Bewerbung um sie dennoch nicht. Herr von Zella, überdies entfernt mit ihr verwandt, war ein Gentleman. Er hätte längst tadellose Heiraten mit ebensoviel Geld, wie sie besaß, schließen können, er hatte nur bisher nicht gewollt. In die Baronin Bachdorf hatte er sich eben verliebt. Das war von einem so überlegenen und ironischen Manne um so schmeichelhafter.

Herr von Zella war also jedesmal ihr Begleiter, wenn sie in der Loge Nummer vier des Cirkus Renz Platz nahm und ungeduldig wie ein Kind die Eröffnung der Vorstellung erwartete. Herr von Zella hatte seine Freude an den schönen Tieren und saß neben seiner Zukünftigen lieber hier als bei einem langweiligen Diner.

Es war anfangs März und der strenge Winter wollte immer noch nicht weichen. Da blickten aus der Loge Nummer vier gegen neun Uhr abends alle Insassen wieder dem Reiter zu, der schon seit Wochen den Jubel der Galerie und den Anteil der Kenner für sich hatte. Im Programm hieß sein Auftreten jedesmal: „Der wilde Jockey, dargestellt von Monsieur Jacquel'homme“. Die Baronin sah ihn heute zum fünftenmal, und immer steigerte sich ihre Begeisterung für diesen Cirkusreiter. Sie war es, die ihn in den Kreisen der Sportsleute durch ihr Beifallsklatschen lanciert hatte, und auch heute wieder kamen ihre näheren Freunde in ihrer Loge zusammen, um dem wilden Jockey von da aus zuzusehen. Während er nach seiner ersten Produktion langsam die Bahn umritt, sich kokett die Schläfen trocknete und lächelnd umherblickte, entspann

sich in der Loge der alte Streit über seine Persönlichkeit. Die Baronin fand für ihre Begeisterung nicht Worte genug. Zwei Lieutenants von altem Adel fanden ihn tadellos. Nach ihrer Meinung mußte es ein heruntergekommener Kavalier sein; ein gewöhnlicher Cirkusmensch könne vielleicht alle seine Künste nachahmen, aber nicht diese gleichgültige Haltung, nicht diesen beneidenswerten Wuchs, nicht dieses Verwachsensein mit dem Pferde, vor allem nicht dieses Augenspiel. Herr von Zella allein widersprach.

„Er ist der flotteste Reiter und der schönste Mann, den ich noch in einem Cirkus gesehen habe," meinte er; „aber beobachten Sie ihn nur genau und Sie werden bald den gewöhnlichen Cirkuskomödianten herausfinden. Sein Augenspiel hat überhaupt nur zwei Nuancen, entweder er blickt platonisch, mit schwärmerischen Augen bittend, zu der Dame empor, die er bemerkt hat, oder er macht das Lächeln eines unbesiegbaren Frauenhelden nach."

„Größer ist mein Repertoir auch nicht!" rief einer der Lieutenants lachend.

„Ganz richtig," erwiderte Herr von Zella; „aber Sie haben für Ihre beiden Nummern je nach der

Dame hundert verschiedene Schattierungen. Jacque-l'homme hat das einstudiert wie eine Prima Ballerina."

„Sie machen mich nicht irre," sagte die Baronin. „Sie wollen auch das romanische Blut nicht anerkennen, das in seinen Adern rollt."

„Ich weiß, Sie halten ihn für einen Südfranzosen, um sein krauses schwarzes Haar und seine etwas zu starke Nase stilvoll finden zu können; aber er ist weder ein Kavalier noch ein Südfranzose, er ist ein deutscher Cirkusreiter, wenn auch einer der besten."

In diesem Augenblick kam Jacquel'homme wieder an der Loge vorüber. Die Baronin lehnte aufgeregt in ihrem Stuhl zurück; sie hatte ihren Marderpelz geöffnet und man konnte ihren zarten, vielleicht allzu schlanken Wuchs in dem glatten hellen Seidenkleide bewundern. Ihr Kopf, der an die Frauengestalten von Gabriel Max erinnerte, war von einem braunen Kapottehütchen und den breiten Seidenbändern so schmuck eingefaßt, daß von vielen Seiten die Operngläser auf sie gerichtet wurden. Jetzt schien Jacquel'homme sie zum erstenmal zu bemerken. Mit dem Ausdruck eines süßen Schreckens richtete er seine großen braunen Sammetaugen auf die schöne Dame und dann wie ein Sterbender zur Decke empor.

„Ein impertinenter Kerl!“ sagte Herr von Zella.

Nun aber ging die Vorstellung weiter. Jacquel'homme legte den Sattel frei auf den Rücken des Pferdes und stand auf dem Sattel wieder mit gekreuzten Armen wie ein Standbild.

In der nächsten Pause wiederholte er beim Vorüberreiten seine stumme Huldigung. Die Baronin hatte sich vorgenommen, den kecken Mann nicht zu beachten, aber plötzlich kam es wieder unwiderstehlich über sie, und sie schenkte dem wilden Jockey ein schönes Lächeln der Bewunderung. In einem Nu veränderte sich die Miene des Reiters, seine Augen wurden kleiner und blickten beinahe listig; um den Mund spielte das Lächeln eines Don Juan. „Und Sie, mein schönes Fräulein, sind auch schon dabei.“ Die Baronin errötete bis an die Haarspitzen, die Herren schwiegen.

Jacquel'homme führte sein Stück genau wie jeden Abend zu Ende. Er ahmte den Ritt eines siegreichen Jockeys nach. In rasendem Lauf sauste der prachtvolle Rapphengst rund um die Bahn. Ohne Sattel saß Jacquel'homme erst wie angegossen da, dann arbeitete er immer wilder mit Händen und Füßen und chlug wie toll mit der Parforcepeitsche drein. Zwei=

mal wurde er scheinbar abgeworfen, zweimal saß er wieder plötzlich oben. Unter den Bauch des Pferdes glitt er hinunter und wieder saß er fest. Abermals abgeworfen und zwar unglücklich nach hinten, krampfte er sich in die Mähne ein und ließ sich nachschleppen, und so sprang er rücklings auf das Pferd. Alles das führte er nicht nur als glänzende Reiterkünste aus, sondern spielte auch den aufgeregten Jockey vorzüglich. Endlich war das Ziel erreicht, und mit lautem Hurraruf sprang der Jockey zum letzten Male von rückwärts auf den Rücken des Pferdes.

„In diesen Menschen könnte man sich verlieben," sagte die Baronin trotzig, nachdem sie ihre schwedischen Handschuhe mit Beifallklatschen zerrissen hatte. Die Lieutenants verließen die Loge, sie waren bei der Auseinandersetzung überflüssig; aber Herr von Zella that, als hätte er den Ruf überhört. Es wäre thöricht gewesen, die Baronin in diesem Augenblicke zu reizen. Er wußte, daß sie einer gemeinen Handlung nicht fähig war, und hütete sich darum, ihre Gunst um einer Phantasie willen zu verlieren. Aber die Baronin nahm auch sein Schweigen übel und widersprach jeder seiner harmlosen Bemerkungen.

Die gereizte Stimmung in der Loge Nummer vier wurde immer ungemütlicher, als während der zweiten Abteilung plötzlich Jacquel'homme, als Stallmeister gekleidet, aus der Manege in den Cirkus trat. Die Baronin erkannte ihn sofort, sie ärgerte sich. In dem Jockeykostüm von braunem Plüsch — genau die Farbe ihres Capottehütchens — hatte er vornehmer ausgesehen. Noch mehr ärgerte sie sich, als Jacquel'homme bei der nun folgenden Nummer eine hübsche Blondine, welche hohe Schule ritt, unablässig mit seinen Augen verfolgte. Das war seine Pflicht, da er zu ihrem Stallmeister bestimmt war. Aber warum gab sich Jacquel'homme zu einem solchen Dienste her? Sollte er der dummen Seiltänzerin zuliebe das Amt freiwillig übernommen haben?

Auch Herr von Zella hatte den Vorgang bemerkt. Mit seinem ruhigen Lächeln sagte er plötzlich:

„Ich habe diesem Jacquel'homme unrecht gethan, liebe Magda, er hat auch wahre Liebesblicke, aber er scheint sie nur an Fräulein Mariani zu verschwenden.“

Augenblicklich erhob sich die Baronin von ihrem Platz und sagte so heftig, wie Zella sie noch nie gesehen hatte:

„Warum sind Sie denn mitgekommen, wenn Sie mir nur den Abend verderben wollen? Begleiten Sie mich zum Wagen.“

Von diesem Tag an waren die herzlichen Beziehungen zwischen den beiden gelöst. Die Baronin fehlte fast keinen Abend im Cirkus und kompromittierte sich, indem sie jedesmal dem schönen Jacquel'homme in ganz unerhörter Weise Beifall klatschte und sofort nach seiner Nummer ihren Platz wieder verließ. Dabei hütete sie sich nicht ein bißchen, gegen ihre Besucher unbefangen ihr Entzücken über den wilden Jockey auszusprechen. Sogar bis in ihre hübsche kleine Stadtwohnung trug sie ihre tolle Laune; jeden Tag brachte sie von ihrem Spaziergang irgend eine Nippessache oder ein Stück für den Schreibtisch mit, die mit Sportszeichen geschmückt waren. An ihrem eigenen vornehmen Leibe fing sie an, Schmuckgegenstände zu tragen, die Huldigungen für den wilden Jockey waren. Eine Parforcepeitsche mit Perlknopf als Brosche und Nadeln mit Hufeisenköpfen. Ihre Taschentücher trugen in den Ecken Stallmotive und ihr neuer Sonnenschirm hatte einen Peitschenstil zum Stocke. Am ersten April erhielt sie anonym — natürlich war Zella der Sender —

zwei meisterhafte englische Stiche, welche Jockeys auf berühmten Pferden darstellten. Nun gerade! Die Baronin ließ die Bilder sauber einrahmen und in ihrem Salon aufhängen. Die Gesellschaft fing an, eine Katastrophe zu fürchten.

Da wurde die gute Baronin plötzlich aus Berlin und aus ihrer müßiggängerischen Schwärmerei herausgerissen. Wenige Tage nachdem die Jockeybilder an der Wand hingen und Zella deshalb endgültig mit ihr gebrochen hatte, wurde sie telegraphisch nach Thüringen berufen, wo ihr Schwager, übrigens der einzige Verwandte von seiten ihres verstorbenen Mannes, im Sterben lag. Bei der Wärme ihrer Natur vergaß sie den armen Kunstreiter vorläufig vollständig und lebte vierzehn Tage lang einzig und allein den Pflichten des Augenblicks. Auch hatte um dieselbe Zeit der Winter endlich Abschied genommen, der Frühling war förmlich polternd hereingebrochen, und wenn es Frühling war, hatte die Baronin von jeher kein Bedürfnis nach Menschen gehabt. Sie verschönte also ihrem Schwager mit herzlichster Aufopferung seine letzten Tage, widmete sich den Ehren seiner Bestattung in geziemender Weise und ordnete dann an Ort und

Stelle bald heiter, bald unter reichlichen Thränen die Hinterlassenschaft. Sie erfuhr, daß ihr großes Vermögen um ein nicht viel kleineres vermehrt worden war, und freute sich darauf, mit Zella alle landwirtschaftlichen Fragen zu besprechen, welche durch diese Erbschaft an sie herantraten. Ihres abenteuerlichen Interesses an dem Cirkuskünstler gedachte sie nur noch lächelnd, etwa wie einer schönen Opernaufführung, deren Wiederholung man immer sicher sein konnte, so oft man wollte. Wie thöricht ihre Freunde waren! Wie man sie verkannte, wenn man ihr häßliche Absichten zutraute! Nun ja, ihr gefiel der schöne, wilde Südfranzose, wie ihr die Fuchsstute aus der Erbschaft ihres Schwagers gefiel, der konnte sie auch Zuckerbrot reichen, alles andere war ja Unsinn.

Ende April kehrte sie wieder nach Berlin zurück; sie wollte sich nur kurze Zeit aufhalten, ihre Stadtwohnung schließen und den Sommer, die langweilige Trauerzeit, auf einem ihrer Güter verbringen.

Sie sah in ihrem schwarzen Tuchkleide jünger und schöner aus als je, und es that ihr doch mitunter leid, daß man sie so allein ließ. Sie gab ihrer Trauer und dem Ende der Saison die Schuld. Aber

einige ungeschickte oder boshafte Worte bekannter Damen, welchen sie auf Spazierfahrten begegnete, verrieten ihr, daß man ihre „Toquade“ für den Cirkusspringer übelnahm oder doch den Ausgang der Sache abwarten wollte. Mit einem Schlag erwachte da in der Baronin der Trotz wieder und der leidenschaftliche Anteil an dem wilden Jockey. Und von da ab ließ sie sich von hundert Kleinigkeiten ihrer Wohnung an ihn erinnern und für ihn einnehmen. Denn in allen Stuben — mit Ausnahme des Schlafzimmers — lagen und standen Jockeyabzeichen umher.

Von Tag zu Tag verbohrte sie sich tiefer in die vermeintliche Pflicht, ihre Neigung stolz und frei vor aller Welt zu bekennen. Da sie nicht die Absicht hatte, mit Jacquel'homme in persönliche Berührung zu treten, so blieb ihr nichts übrig, als ihm, allen Bekannten zum Tort, im Cirkus öffentlich zu huldigen. Man wird schreien, wenn sie so kurz nach dem Tode ihres Schwagers den Cirkus besucht. Mögen sie schreien. Wenn Jacquel'homme nur mit seinen braunen Sammetaugen glücklich zu ihr aufblickt.

In einer Aufregung, mit der etwa ein verliebter Referendar seinem ersten Duell entgegengeht, erwartete

die Baronin am Tage vor ihrer Abreise die Eröffnung des Cirkus. Sie gestand es sich nicht ein, aber sie hatte absichtlich den Freitag gewählt, weil ihre meisten Bekannten da den Cirkus nicht besuchten. Doch mochte anwesend sein, wer wollte, sie wird dem wilden Jockey den Strauß von Parmaveilchen, den sie halb verborgen an ihre Taille gesteckt hatte, in die Bahn hinunterwerfen. Ob er dann wohl auch noch so ausschließlich um die Mariani beschäftigt sein wird?

Sie hatte noch nicht lange in der Loge Nummer vier Platz genommen, als die beiden Lieutenants sie schon mit ihrem Besuch erfreuten. Beileidsbezeugungen — Wettergespräche — Fragen nach den Sommerplänen. Die Baronin ging auf alles ein, hatte aber dabei nur den einen Gedanken: „Ich will nicht feige sein, vor ihren Augen will ich ihm huldigen."

Da räusperte sich der ältere der beiden Lieutenants, mit welchem sie schon lange Zeit befreundet war und dem sie häufig ein Urteil über ihre Kleidung gestattet, und sagte: „Es freut mich ganz besonders, gnädige Frau Baronin gerade heute im Cirkus wiederzusehen. Kolossal elegantes Dementi!"

Die Baronin blickte nur über die Schulter fragend zu dem Sprecher auf.

„Na, gnädige Frau Baronin wissen ja, wie Ihr Scherz mit dem Kerl, dem Jacquel'homme, von Aktenhockern gedeutet wurde. Elegantes Dementi, daß gnädige Frau Baronin gerade wieder erscheinen, nachdem Jacquel'homme durchgebrannt ist."

Aus Klugheit hätte die Baronin nicht geschwiegen, aber sie schwieg vor Schrecken. Der Erfolg war derselbe, und der jüngere der beiden Lieutenants nahm das Wort: „Übrigens ein beneidenswerter Junge. Wenn ich nicht der Premierlieutenant R . . . . wäre, parole d'honneur, ich möchte Jacquel'homme sein, allein schon um des bewundernden Blickes willen, den Baronin mir noch nie gegönnt haben. Und dann brennt er mit der Mariani durch, um welche sich das ganze Gardekorps — Kavallerie — sogar umsonst bemüht hat."

Die Baronin sagte, immer noch ganz hilflos:

„Ich wußte nicht, daß er durchgebrannt ist."

„Na," erwiderte der ältere Lieutenant, „vielleicht war auch sein Kontrakt abgelaufen. Jedenfalls ist er fort mitsamt der Mariani, und wir können uns Glück

wünschen, daß gnädige Frau Baronin den Cirkus auch ohne diesen Star himmlisch finden."

„Astronomischer Witz!" bemerkte der jüngere Lieutenant. Die Baronin nahm das Opernglas vor die Augen, um die Thränen nicht sehen zu lassen, die ihr unter den Wimpern hervortraten. Als die Lieutenants sie endlich verlassen hatten, blieb sie noch eine halbe Stunde unbeweglich sitzen, dann fuhr sie nach Hause. Sie war in einer unbegreiflichen Laune. Ihr war doch nur der Spaß verdorben worden, dem Springer ein paar Blumen zuzuwerfen, bevor sie für ein halbes Jahr ihn und den Cirkus und Berlin vergaß. Und dennoch weinte sie die halbe Nacht in ihre feinen Kissen hinein. Am nächsten Morgen nahm sie alle Befehle zurück. Aus der Abreise wurde nichts, in Thüringen sollte man sie überhaupt nicht erwarten, die schöne Fuchsstute des Schwagers sollte man verkaufen. Der Sanitätsrat mußte kommen, doch der konnte ihr natürlich nicht helfen; sie befolgte auch keine einzige seiner Verordnungen; sie fühlte sich sterbenskrank, aber sie hätte so gern vor ihrem Tod „ihm" noch gesagt, daß sie ihn liebte, oder wenigstens erfahren, wo er war, und die Mariani von ihm losgerissen.

Drei Tage lang wuchs ihre Aufregung, und ihre Leute fingen an, ernstlich um sie besorgt zu werden. Da, am Abend des dritten Tages, als sie an Atemnot zu leiden begann und bald zu sterben gedachte, verfiel sie auf ein verzweifeltes Mittel; auf einen ihrer weißen Briefbogen, aber auf einen ohne Wappen, schrieb sie:

„Geben Sie mir Nachricht, wo sie sind.

Ihre Verehrerin.“

„Adresse v. Z. postlagernd.“

Und auf den Umschlag setzte sie bloß:

„Monsieur Jacquel'homme, Cirkus Renz,

Berlin.“

Er war ja nicht mehr da, aber die Post mußte ihn finden. Man hatte ihr so viele Wundergeschichten von der Findigkeit der deutschen Post erzählt.

Sie hatte sich in der Wirkung ihres Mittels getäuscht: sie hatte die Aufregung des Kummers nur mit schlimmeren Aufregungen vertauscht. Zuerst erschrak sie über ihre eigene Unwissenheit, als sie zwei Tage nach Absendung des Briefes die Antwort zu erwarten begann. Auf welchem Postamte sollte sie nach

dem Briefe fragen lassen? Und durfte sie jemand aus ihrer Dienerschaft ins Vertrauen ziehen?

Es kostete sie große Überwindung, die erste Frage mit geschickten Lügen an ihr Kammermädchen zu stellen. Sie habe einen Gutsverwalter durch Zeitungsanzeige gesucht und wisse nicht, wo ein postlagernder Brief nun für sie liege. Geläufig erzählte das Mädchen, daß das auf der Hauptpost in der Königsstraße sei, wenn man vergessen habe, ein bestimmtes Postamt anzugeben. Die Baronin schämte sich wie noch nie in ihrem Leben. Das Kammermädchen hatte offenbar Übung in postlagernden Briefen. Und wie ein Kammermädchen erschien sie sich. Unmöglich, diese Person einzuweihen!

Was war aber dieses Gefühl der Scham gegen das andere, da sie einige Tage später gegen sieben Uhr abends verschleiert zu Fuß nach der Königsstraße ging, um selbst die Antwort zu holen. So mußte einer Diebin zu Mute sein, wenn sie beim Ladendiebstahl erwischt wurde. Eine halbe Stunde trieb sie sich vor dem Postamt umher, bis einige Herren sie zu verfolgen begannen. Ohne das Amt zu betreten, fuhr sie in der ersten besten Droschke nach

Hause zurück. Noch einmal wagte sie sich in die Königsstraße, das letztemal ging sie sogar bis an den Schalter heran, als der Beamte sie aber fragend anblickte, verlangte sie stotternd, und glühendrot vor Angst, für einen Thaler Briefmarken. Wie zerbrochen kehrte sie jedesmal nach Hause zurück.

Am Morgen nach dem letzten Versuche lag sie gegen ihre Gewohnheit noch um neun Uhr zu Bett, da brachte das Mädchen ihre Briefe. Gleichgültig überflog die Baronin die Aufschriften, doch plötzlich schrak sie wie vor einer groben Beleidigung zusammen. Auf einem gemeinen Umschlag, der den Poststempel Rostock trug, las sie: „An die gnädige Frau Barohnin von Fachdorf Berlin Belvühstraße."

Die Handschrift gab der Rechtsschreibung nichts nach. Erst eine Viertelstunde später wagte die Baronin das Schreiben zu öffnen. Sie hatte sich nicht getäuscht, sie war entdeckt. Der Brief lautete:

Rostock d. 20. 5. a. c.

Allergnedigste Frau Barohnin

„Verzeihen sie Gütigst ich weiß wer sie Sindt mein Unglücklicher Sohn will die Persohn Heyraten

wenn sie aber gleich herkommen so Heyratet er sie vielleicht nicht Gott soll sie bewahren ihre jammervolle Dienerin seine Mutter

Sara Lomnitz."

Was half es der Baronin, daß sie den Brief in hundert Fetzen zerriß, was half es ihr, daß sie sich einreden wollte, sie habe geträumt? Sie schämte sich so sehr, daß sie sich selbstmorden wollte, aber das würde doch nur ein noch größerer Skandal sein. Sie wollte dem abscheulichen Zella alle Schuld geben, aber auch das half ihr nicht aus ihrer Not. Zwei Tage blieb sie im Bette liegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Der Sanitätsrat kam und ging, ohne aus ihrem Leiden klug zu werden. Am dritten Morgen setzte er es durch, daß die Kranke ein Glas Wein trank. Müde wie eine Sterbende gehorchte sie, dann aß sie ordentlich, stand auf und ließ sich ankleiden. Sie ließ sich zu einer Spazierfahrt überreden, und als die Bekannten nicht mit Fingern auf sie wiesen, atmete sie ein wenig auf.

Doch der Wunsch, sich irgendwo zu verstecken, wo die fürchterliche Handschrift sie nicht erreichen konnte, ließ immer noch nicht nach. Da entschloß sie sich

kurz und reiste mit dem nächsten Schnellzug nach der Schweiz. Weder der Post noch ihren Freunden wurde ihr Aufenthaltsort verraten. Sie siedelte sich nicht weit von Vevey in einem kleinen Hotel hoch im Gebirg an und erwartete dort alles Schreckliche, was noch kommen mußte.

Als dann im Juli einige übermäßig heiße Tage den Aufenthalt am Genfer See unerträglich machten, war von der entsetzlichen Zeit nichts übrig geblieben als ein kleines Strähnchen grauer Haare an ihrer linken Schläfe und ein weicher Zug um den Mund, der sie nicht gerade häßlicher machte. Sie hatte die Angst vor den Menschen überwunden, schrieb endlich ein paar Briefe und fuhr nach dem Engadin, wo sie denn auch mehrere ihrer Berliner Bekannten antraf. Kein Zweifel, daß niemand von etwas wußte. Man fand ihre Zurückgezogenheit während der Trauerzeit höchst würdig und freute sich, sie wieder zu haben. Bald kam ihre gewohnte Heiterkeit über sie, sie schloß sich allen kleinen Partien heiter an und ließ sich gegen Ende August gern überreden, für einige schöne Wochen mit den anderen nach Scheveningen zu gehen. Da verbrachte selbstverständlich Zella seinen Urlaub. Aber auch er

benahm sich ganz korrekt und wußte sehr geschickt wieder anzuknüpfen, ohne sich gerade etwas zu vergeben. Auch er hatte also nichts erfahren, auch er deutete an, daß er die dumme Episode als erledigt betrachte und die schöne Baronin mehr als je bewundere. Über das kleine graue Strähnchen an ihrer linken Schläfe sagte er ihr die artigsten Schmeicheleien: er habe einmal in Neapel bei Sonnenaufgang Schnee auf einer Palme liegen sehen, das sei schöner gewesen als der ganze italienische Frühling.

So hätte die Baronin bei ihrer glücklichen Gabe des Vergessens ganz zufrieden sein können, wäre nur nicht jeden Morgen das Erwachen gewesen. Da dachte sie freilich in den ersten Minuten an nichts, als daß das Leben doch schön war; sobald aber auf ihr Klingeln das Mädchen eintrat und ihr die Post brachte, da war es immer auf ein Weilchen mit allem Glück vorbei. Die ganze unselige Geschichte fiel ihr zwar nicht jedesmal ein, aber wie ein Schatten flog es dann doch immer durch ihr Schlafzimmer, als ob sie irgendwo vor Jahren einmal ein Verbrechen begangen hätte und die Sonne müßte es an den Tag bringen. So verfolgte sie das Gespenst des wilden Jockey bald nah, bald fern und trieb sie aufs neue in die Irre, gerade

als sie glaubte, endlich von der wilden Hetzjagd dieses Jahres ausruhen zu dürfen.

Es war Mitte September, als das schöne Herbstwetter plötzlich ein Ende fand und der Aufenthalt am Nordseestrand ungemütlich wurde; da beschloß die Baronin, über Berlin nach Thüringen zurückzukehren. Bis Berlin wurde sie von Zella begleitet, sie waren in der Abteilung der ersten Klasse allein und da kam es endlich zur Entscheidung.

„Darf ich mir eine Cigarre anstecken?" fragte Zella zwischen Rhein und Osnabrück.

„Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären," erwiderte die Baronin; und bereits in Hannover war Zella mit der Rede fertig, welche an die letzten Worte anknüpfte und mit der Bitte schloß, ihm endlich und endgültig Ja oder Nein zu sagen.

Als Verlobte kamen sie spät des Abends in Berlin an.

Doch schon am nächsten Morgen erhielt Zella von seiner Braut einige Zeilen, in denen sie ihr Wort zurücknahm. Sie fürchte denn doch, die volle Achtung des alten Freundes nicht wieder erobert zu haben. Wenn er den Brief erhalte, sei sie zu den Doberaner Rennen abgereist. Zella nahm einen Nachurlaub.

Die Baronin war wirklich mit dem Morgenzug nach Heiligendamm gefahren, wo sie im Kurhause sogleich Bekannte antraf. Die beiden Tage bis zum Hauptrennen wurden unter ihrer Führung mit Ausflügen in die Umgegend verbracht. Eine unheimliche Kraft und der Wunsch, ihren Alp loszuwerden, trieb sie immer wieder nach Rostock und der nächsten Umgebung. Von dort war der schreckliche Brief „seiner" Mutter gekommen, der Sara Lomnitz. Natürlich ereignete sich nichts, was ihr Beruhigung verschafft hätte.

Da — am letzten Renntage, als die Gesellschaft nach einem übermütigen Mahl nach Hause reiten wollte, kamen sie bei einem ländlichen Cirkus vorüber, in welchem die Vorstellung soeben begonnen hatte. In der Dunkelheit konnte man nur die grell beleuchtete Aufschrift: „Cirkus Lomnitz" erkennen. Die Baronin fühlte einen Stich im Herzen, daß sie glaubte, vom Pferde zu sinken. Einer der Begleiter machte die Bemerkung, dieser Cirkus Lomnitz sei in der ganzen Gegend sowohl durch die Seltsamkeit seiner Besitzerin als durch seinen prachtvollen Pferdebestand berühmt, man solle doch für eine halbe Stunde hineingehen.

Ein junger Mecklenburger Gutsbesitzer riet lachend davon ab.

„Die Reiterinnen sind die schlechtesten und anständigsten von ganz Deutschland. Und wer eines von den prachtvollen Pferden kaufen will, fällt regelmäßig rein. Sara Lomnitz ist der schlaueste Pferdehändler von Deutschland. Wir wollen den jüdischen Cirkus nicht unterstützen."

Doch er wurde überstimmt. Man ließ die Pferde in den Gasthof zurückführen und ging auf den Cirkus zu. Die Baronin schloß sich willenlos an.

Sie hörte, wie jemand aus ihrer Gesellschaft rief: „Da sitzt ja Sara Lomnitz an der Kasse!"

Die Baronin blickte auf. Also das war seine Mutter, so sah ihre Korrespondentin aus.

Eine übermäßig fette Dame von sechzig Jahren — sie hatte immer noch reiches schwarzes Haar und trug über ihrem nachlässigen grünen Tuchkleid allzu viel Broschen und Ketten — nickte den Ankommenden gutmütig zu.

„Gott, der Gerechte, welche Ehre! Immer bringen Sie mir Glück, Herr Rittmeister. Seit einer geschlagenen Stunde sitze ich da und denke mir immer,

wird der Herr Rittmeister kommen oder wird der Herr Rittmeister nicht kommen? Heb' dem Rittmeister acht erste Plätze auf, und wenn sie neben einander nicht mehr frei sind, so jage die Leut' fort. Eine Vorstellung werden Sie sehen, meine Herrschaften, daß sich Renz in Berlin alle Finger darnach lecken würde. Gott, was bin ich für eine gesegnete Mutter! Und unsere Pferde! Ich weiß, Herr Rittmeister, Sie waren das letzte Mal nicht ganz zufrieden, aber gehen Sie nachher in den Stall, Sie werden Ihre Wunder sehen.

Neben dem Eingang zur Manege waren der vornehmen Gesellschaft acht Stühle freigemacht worden. Man nahm Platz und die Vorstellnng nahm ihren Fortgang. Zwei, drei Nummern waren schon vorüber, ohne daß die Baronin zu klarem Bewußtsein gekommen wäre, da hörte sie plötzlich, wie einer der Herren, dessen Regiment in Berlin stand, ausrief:

„Hol mich der Teufel, das ist ja Jacquel'homme!"

Die Baronin fühlte, wie die Blicke ihrer Freunde sich auf sie richteten, und sie sah auf. Kein Zweifel, es war Jacquel'homme. Aber welch ein Abstand gegen sein Auftreten bei Renz! Er machte zwar seine Sache ebenso gut, aber nicht nur die begleitende Musik war

lächerlich im Vergleich zum Berliner Orchester, nicht nur der schwere Trakehner, den er ritt, war langsamer, auch er selbst war ein anderer; anstatt der prächtigen Jockeyjacke aus echtem Plüsch trug er hier einen Phantasieanzug aus alten Seidenlappen, und auch sein Kopf blickte nicht so südfranzösisch wie bei Renz.

„Das ist eine nette Überraschung," flüsterte der Rittmeister. „Im Cirkus Lomnitz reitet nur die Familie, folglich ist auch Jacquel'homme ein Jude. Wahrhaftig vom Papste hätte ich es eher geglaubt als von dem — der beste Reiter, den ich kenne!"

Mühsam nur konnte die Baronin hervorstammeln:

„Es ist vielleicht nur ein angenommener Sohn oder gar ein geraubtes Kind, das soll ja bei Kunstreitern vorkommen."

Die Herren lachten.

„Da kennen Sie Sara Lomnitz schlecht," hieß es; „nur der Clown ist ein Christ und ein Fremder, weil er mitunter Unanständigkeiten sagen muß. Alle anderen Künstler sind Söhne, Schwiegertöchter oder Enkelkinder von Sara Lomnitz; sie ist tugendhaft und stolz wie die Mutter der Makkabäer, sie ißt Schweinefleisch, aber sie raubt keine Kinder."

Die Nummer Jacquel'hommes war zu Ende und die Gesellschaft der Baronin klatschte vor allen anderen Beifall. Der Schluß seines Rittes war doch wieder ein voller Erfolg. Als er an den Herrschaften vorüber in die Manege zurückritt, blickte er die Damen alle zugleich mit dem unglücklichen, schwärmerischen Ausdruck an, den die Baronin von Berlin her kannte, und dann, als eine Cousine des Rittmeisters ihm geradezu ins Gesicht „Bravo!“ entgegenrief, da setzte er ebenso plötzlich sein Don Juan-Lächeln auf.

Die Baronin war glücklich darüber, daß er sie offenbar nicht erkannt hatte. Sie wagte es nicht, zum Aufbruch zu mahnen, bei der nächsten Nummer aber that es ihr doch leid, daß sie nicht entflohen war; die Mariani ritt auf einem Schulpferd in die Bahn und Jacquel'homme machte in seinem entsetzlichen Jokeykostüm ihren Stallmeister. Noch liebevoller, noch aufmerksamer als in Berlin folgte er jeder ihrer Bewegungen; und als sie in die Manege zurückgeritten war, konnte die Baronin deutlich sehen, wie Jacquel'homme die hübsche Blondine sehr sorgsam vom Pferde herunterhob.

Und damit waren die Aufregungen dieses Abends

noch nicht vorüber. Sie konnte sich nicht ausschließen, als ihre Gesellschaft während der Pause den Stall besichtigte, und gerade als sie mit möglichster Unbefangenheit zum Rittmeister zwei hübsche Fuchsstuten — englisches Halbblut — lobte und eben auch schon aus dem Dunkel eine Art besserer Stallknecht auftauchte, um die beiden Tiere anzupreisen, da kam auch Jacquel'homme vorüber, und jetzt hatte er sie erkannt. Sie hätte ihm mit seiner Peitsche ins Gesicht schlagen mögen für sein Lächeln. Und Jacquel'homme hatte noch die Keckheit, sie anzublicken, als er sich vor der Gesellschaft höflich wie ein Ladenbesitzer verbeugte.

Nach der Pause verließ man endlich den Cirkus und kehrte nach Heiligendamm zurück. Die Baronin hatte eine schlaflose Nacht und des Morgens mußte sie gar noch erfahren, daß Zella angekommen war. Sie verließ trotz des kalten und feuchten Wetters sofort das Hotel und überlegte, während sie auf den schmalen Wegen des Buchenwaldes hin und her eilte, ob es besser war, sich Zella anzuvertrauen oder ins Wasser zu springen. Endlich entschloß sie sich, allein nach Doberan zu fahren. Vielleicht — sie wußte eigent-

lich nicht, was ihr dort vielleicht Gutes begegnen könnte, aber es zwang sie etwas, die Nähe dieser schrecklichen Menschen aufzusuchen. In Doberan hatte sie bald den Platz unweit der Kirche gefunden, wo die Kunstreiter wie Zigeuner ihr Lager aufgeschlagen hatten. Der Cirkus selbst, der zeltartig um einen großen Mastbaum angelegt war, sah gar nicht so übel aus. Auch die Stallung, welche dicht an der Zeltwand den Eingang gegenüber hergerichtet war, ließ sich noch sehen. Aber diese Wagenhäuser, in denen die Menschen wohnten! Diese Fenster mit roten Kattunvorhängen! Diese Frauengesichter, welche herausblickten! Es war ein Abgrund.

„Treten Sie nur näher, Frau Gräfin!“ hörte sich die Baronin plötzlich angerufen. Es war Sara Lomnitz, welche, mit einem großen Topfe Kaffee in der Hand, in der Thüre des nächsten Wagens stand und ihr mit den fetten Fingern zuwinkte. „Treten Sie nur näher, und wenn Sie daran haben einen Geschmack, so treten Sie nur ein. Gott, ich weiß, die Leute sehen sich gern bei uns um.“

Die Baronin zögerte nur einen Augenblick, dann schritt sie tapfer auf die kleine Wagentreppe zu und sagte, um sich etwas Haltung zu geben:

„Ich habe mich mit meinen Freunden hier verabredet. Jetzt fängt es gar zu regnen an. Ich will gern von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen.“

Und ein Maler, welcher unter dem schweren Winterhimmel diese bis auf die Fußspitzen elegante Dame hätte beobachten können, wie sie die vier Stufen zum Innern des Wagens in nervöser Hast emporklomm und wie sie oben von der Kaffee trinkenden Frau Lomnitz, welche heute in einen Schlafrock von hellem Rot gekleidet war, empfangen wurde, der Maler hätte das Genrebild nur so abzuschreiben brauchen. An der Schwelle stockte die Baronin abermals, aber die Cirkusbesitzerin zwang sie förmlich in den Wagen hinein und machte mit bürgerlicher Beflissenheit die Wirtin. Die Frau Gräfin sollte sehen, daß sie nicht bei Heidenmenschen war; jede Kleinigkeit sollte sie bemerken, durch welche der kleine Raum die Einrichtung einer Wohnstube erhielt. Den eisernen Ofen, auf welchem eben der Kaffee gewärmt worden war, das Silberschränkchen, über welchem an der Zwischenwand die Photographien der Familie hingen, das kleine Roßhaarsofa, auf welchem kaum eine zweite Person Platz hatte, wenn Sara Lomnitz sich hinsetzte, und die Nähmaschine,

auf welcher eine seidene Jacke zum Ausbessern bereit lag.

Vor dem Bilde des verstorbenen Lomnitz hatte Sara einige Thränen vergossen, dann nahm sie ihren Kaffeetopf wieder vor und nötigte die Dame zum Sitzen. Das Plaudern schien ihr großes Vergnügen zu machen.

„Sie müssen uns nicht verachten," rief sie endlich, als die Baronin das Roßhaarsofa mit einigem Mißtrauen betrachtete, „wir sind arme, aber ehrliche Leut'! Gott sei Dank, ehrlich. Und Gott sei Dank hab' ich nicht einmal gesagt die Wahrheit, sind wir nicht einmal arme Leut'! Unser Palais ist nicht eingerichtet für Sie zum Stehen. Gott, der Gerechte, was für 'ne Figur zum Reiten! Fünfhundert Mark monatlich möchte ich Ihnen geben, und in Berlin müßten Sie auftreten jeden Tag. Wär' das en' Gelauf! Verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber unsereins denkt immer ans Geschäft. Auf dem Pferd, was Ihnen gestern gut gefallen hat, würden Sie aussehen ... ich sage gar nichts mehr! Was ich sagen wollt', arme Leut' sind wir nicht. Gott hat mich gesegnet, und mit Kindern hat er mich gesegnet! Allen Judenkindern wünsche ich zu

haben solche Kinder. Was red' ich für Unsinn! Aber wenn Sie hätten solche Kinder, würden Sie auch so reden. Perlen in Gold, sage ich Ihnen. Was sage ich, Perlen in Gold! Goldene Perlen, einer wie der andere!"

Sie wischte sich eine Thräne ab und stellte den Kaffeetopf wieder fort. Sie öffnete das Thürchen in den Nebenverschlag und ließ ihren Gast hineinblicken. Es war der Schlafraum. Da saßen zwei bildhübsche Knaben von etwa acht Jahren auf der Erde und schrieben große Buchstaben auf Schiefertafeln. Sie waren nicht scheu.

„Meine jüngsten," sagte Sara, während ihr die Thränen nur so über die Backen liefen. „Bald darauf ist Lomnitz plötzlich gestorben. Zwei Augäpfel, sage ich Ihnen, Sie haben sie gestern arbeiten sehen drinnen. Stehlen könnte ich sie, wenn sie einem andern gehörten. Und brav! Lesen und schreiben und rechnen. Wie viel ist sechsmal neun?"

„Dreiundsechzig!" rief sofort der eine der Knaben und blickte mit prachtvollen braunen Sammetaugen, mit den Augen Jacquel'hommes, zu der fremden Dame auf.

„Sogar mehr hat er gesagt und so schnell!" rief Sara überglücklich. Die Baronin schenkte jedem Kind ein Goldstück und kehrte mit ihrer Wirtin in den Empfangsraum zurück. „Sie können sich ruhig niedersetzen, Frau Gräfin. So lange die alte Sara lebt, kann jede Nonne im Cirkus Lomnitz auftreten und wird ihr nichts geschehen. Und das hier ist mein Wagen. Vornehmere Leut' giebt's und gebildetere Leut', aber solidere Leut' giebt's nicht als die Cirkusfamilie Lomnitz. Da können Sie weit herumfragen, ob Sie sich auf einem Seidensofa hier herum irgendwo in einem von die Schlösser können so unschuldig hinsetzen wie auf dieses alte Roßhaar."

Seltsam bewegt von der Formlosigkeit und wieder von dem Stolze der Geschäftsfrau nahm die Baronin Platz.

„Auch die anderen Künstler, sind wie ich höre, Ihre Söhne?" sagte sie.

„Alle! Jeder ein Prachtmensch in seiner Art. Sehen Sie drüben, das ist mein zweiter, Moriz; der da drüben, der eben den Hafersack in den Stall trägt, nicht der dort auf dem Boden, das ist der Clown, der gehört nicht zu uns, das Schwein. Ein Goi, verzeihen Sie, Frau Baronin. Nein, der Moriz ist

nicht schön und kann merkwürdigerweise gar keine Künste machen, aber er ist stark wie ein Pferd und versteht sich auf Pferde, und wenn ich ein Pferd wäre, würd' ich mich von keinem andern Menschen behandeln lassen in ganz Meckelnburg. Ein Schatz! Dann hab' ich noch die beiden anderen, den Jakob und den Doktor, Gott erhalte sie gesund."

Die Baronin horchte auf. Wenn Jacquel'homme seinen Doktor gemacht hatte, bevor er Kunstreiter wurde, so brauchte sie sich doch nicht gar so sehr zu schämen, so steckte gewiß eine abenteuerliche Geschichte dahinter.

„Ein Kunstreiter, der Doktor ist?" rief sie; „das ist ja äußerst interessant!"

„Doktor!" schrie Sara aus dem Wagen heraus. „Der Doktor soll auf der Stelle herkommen! Wir nennen ihn natürlich nur so. Mein Mann wollte ihn durchaus studieren lassen. Unsinn, Gott verzeih mir die Sünde. Bis Seconda hat er's gebracht. Talentvoll wie Humboldt oder wie er heißt! Aber auf dem Gymnasium, einem sehr feinen Gymnasium, ist er in schlechte Gesellschaft geraten, ich sage Ihnen, in schlechte Gesellschaft! Und wie er hat Einjähriger werden

sollen, ist er mir krank nach Hause gekommen. Gott, ein Jammer! Jetzt gefällt es ihm bei uns besser."

In diesem Augenblick kam der „Doktor" an den Wagen heran, ein kränklicher junger Mensch mit edlen Zügen, aber wie gebrochen an Geist und Körper. Die Baronin hatte ihn gestern auf einem Drahtseil seine Künste machen sehen. Der Doktor trat unterwürfig an seine Mutter heran, schielte aber dabei höhnisch und frech nach der schönen Fremden. Die Baronin nahm nur eines wahr: daß Jacquel'homme nicht einmal der Doktor war. Da bemerkte sie auf der Straße einen Herrn, der unsicher nach dem Cirkuszelte hinspähte.

„Zella," rief sie froh und winkte mit ihrem Schirm, „hieher, lieber Zella!"

Und als Zella eilig herangekommen war, lud sie ihn ein, zu ihr in den Wagen zu kommen.

„Frau Lomnitz hat mir köstlich die Zeit vertrieben," sagte sie, plötzlich ganz heiter geworden. „Gestern hat mir ihr Cirkus gefallen und heute gefällt sie mir selbst noch besser."

„Es hat noch keiner was anderes gesagt," erwiderte Sara.

Zella war unruhig und etwas außer Atem ein=

getreten, jetzt blickte er mit seinem klugen Lächeln auf die beiden Frauen und sagte:

„Frau Sara Lomnitz ist ja weit und breit als Muster aller Frauen bekannt. Ich hoffe, liebe Baronin, Sie haben auch die Söhne würdigen gelernt.“

„Alle bis auf einen,“ sagte die Baronin, leicht errötend.

„Gesehen haben Sie ihn,“ rief Sara mit strahlenden Augen, „meinen Jakob, meinen einzigen, meinen Goldfisch, meinen Sozius. Ein echter Lomnitz, wie sein Vater war! So einen Menschen giebt es nicht ein zweitesmal. Will ich Ihnen erzählen.“

Zella und die Baronin saßen nebeneinander auf dem Roßhaarsofa, und Sara hatte auf einem Feldstuhl dicht am Ausgange Platz genommen.

„Im Frühjahr hab' ich geglaubt, sterben zu müssen vor Kummer über ihn. Er sagt mir doch alles. So ist er heute früh erst gekommen, ich soll ihm die Jacke ausbessern, weil eine von den schönen Frauen aus Ihrer Gesellschaft die Jacke so angesehen hat. So hat er mir auch von Berlin alles geschrieben. Ich sage Ihnen, hier heißt er Jakob Lomnitz, in Berlin geht der Kaiser jeden Abend in den Cirkus mit der

ganzen Familie, wenn Jakob Lomnitz auftritt unter anderem Namen. Und ganz Berlin ist paff, von meinem Sohn natürlich. Aber Jakob kümmert sich nicht um Frauen, als was zum Geschäft gehört, wissen Sie so lächeln, erst himmeln und dann anders, ganz wie sein Vater. Dieses Frühjahr hat sich wieder eine in ihn verschossen, aber ich sage Ihnen fein, fein! Mein Jakob hat sich nach allem erkundigt, wie sie heißt und wo sie wohnt und was sie hat. Nicht auszudenken, sage ich Ihnen. So viel Güter wie wir Pferde. Mein Jakob hat niemals einen schlechten Gedanken gehabt. Nur haben wir beide uns immer gedacht, wie schön es wäre, einmal hier alles zu verkaufen und in Berlin einen Cirkus aufzumachen. Verstehn thun wir das Geschäft. Und wie er nun zu Ostern, zu jüdische Ostern natürlich, hier war, haben wir hin und her geredet, wie es so schön wär', wenn die Baronin ihm sagen würd': ‚Da, Jakob, hier haben Sie Geld, gehen Sie und machen Sie sich einen Cirkus auf!‘ In allen Ehren! Jakob war aber so kurios. Ich habe schon geglaubt, er ist in die Liebe gegangen mit der Dame und wird Dummheiten machen. Straf mich Gott, es war noch schlimmer. Verliebt ist er bis über

seine beiden langen Ohren, aber nicht in die reiche Baronin, nein, in ein armes Reitermädel, in eine Christin. Gott, was hab' ich angegeben! Verflucht hab' ich ihn alle Tag dreimal. Verrückt bin ich gewesen, an die Baronin hab' ich geschrieben, wie sie in einem Billet ohne Namen nach ihm gefragt hat. Ihr Billet habe ich noch. Aber natürlich hat sie nichts mehr von sich hören lassen. Nu, was soll ich sagen, Jakob hat seinen eisernen Kopf aufgesetzt und hat das Mädel geheiratet. Auch das war zum Guten. Ein braves Weib. Paßt ganz in unsere Familie. Und schön wie ein Engel, und gut ist sie auch. Christin, nu ja! Aber Jakob ist glücklich, das ist die Hauptsache. Jakob, Jakob! Laß dich ansehn, mein Goldfisch!"

Langsam trat Jakob um die Ecke, im Arbeitskittel. Sein Gesicht sah genau so aus wie gestern abend im Cirkus. Er blieb auf der Treppe stehen. Als er die Dame im Wagen erkannt hatte, nahm er langsam die Mütze vom Kopf und kraute sich verlegen mit dem Zeigefinger in der Mitte der Stirnhaare.

„Jakob, so red' doch ein Wort!" rief seine Mutter. Da traf sie ein Blick des Sohnes. Sara setzte zu einem Schmunzeln an, der Baronin versagte der Atem,

Herr von Zella stampfte unhörbar mit dem Fuß auf. Da sagte Jacquel'homme:

„Die gnädige Frau kommt gewiß wegen der beiden Fuchsstuten, die ihr gestern so gut gefallen haben?"

„Jawohl," erwiderte die Baronin.

Zella atmete auf. Er sagte:

„Vielleicht gehen Sie mit Herrn Jacquel'homme in die Manege, die Pferde bei Tage zu betrachten, ich werde mit Frau Lomnitz inzwischen das Geschäftliche in Ordnung bringen." Und auf französisch fügte er hinzu, sie solle den Brief wieder haben, coûte que coûte.

Gesenkten Hauptes schritt die Baronin die Stufen hinunter und neben Jakob Lomnitz in die Stallräume. Erst als sie dort allein waren, ergriff er das Wort:

„Es ist kein glänzendes Geschäft, so ein reisender Cirkus," sagte er, „man verdient in Berlin mehr. Hier sind die beiden Füchse. Sie können keine besseren Tiere zum Reiten wählen."

Zum erstenmal in ihrem Leben empfand die Baronin die Ausdünstungen des Stalles als eine Belästigung. Sie sehnte sich hinaus, wo es kalt war. Als sie aber den Kunstreiter so bescheiden vor sich stehen sah,

da zwang sie doch plötzlich etwas wie Mitleid, und sie sagte leise:

„Was haben Sie für einen schrecklich schönen Beruf! Sie setzen jeden Abend Ihr Leben aufs Spiel. Glauben Sie mir nur, in dieser Gefahr liegt die Romantik, die Sie umgiebt.“

Jakob Lomnitz lächelte verlegen.

„Beim Lernen fällt man oft hin und kann auch einmal eine Rippe brechen,“ sagte er noch einer Pause, „aber später geht es. Wenn wir nur nicht eine so große Familie wären. Eigentlich liegt alles auf mir, ohne mich wäre der Cirkus längst pleite. Keine Katze ginge hinein, wenn ich nicht wäre. Die Mutter ist nicht mit der Zeit vorgeschritten, höchstens vom Pferdehandel versteht sie was.“

Die Baronin hatte bei diesen Reden nur den einen Wunsch: sich in den Sattel zu schwingen und im Fluge davonzureiten.

„Also die Füchse sind gut, meinen Sie?“

„Sie haben nie bessere Tiere geritten,“ sagte Jakob Lomnitz mit Überzeugung. „Wegen des Preises müßte ich noch mit der Mutter reden; aber ich glaube, sie giebt sie her, wenn Sie dreitausend Mark

per Stück zahlen. Es sind die schönsten Pferde aus unserem Stall."

Die Baronin achtete im ersten Augenblicke nicht auf die Höhe der Summe, da bemerkte sie das lauernde Gesicht Jakobs, und eine tiefe Traurigkeit kam über sie.

„Schon gut," rief sie, „wir werden über den Preis schon einig werden!"

Und nun zog doch schnell und leise ein Zug von Bitterkeit und Ekel um ihren Mund. Sie stützte sich auf eine der Fuchsstuten auf. Das Fell hatte genau dieselbe Farbe wie die Plüschjacke des wilden Jockeys im Cirkus Renz. Die Tiere werden ihre letzte Erinnerung an ihn sein.

Jakob hatte das dunkle Gefühl, daß er die vornehme Dame abgekühlt habe. Wenn er nur gewußt hätte, wodurch das geschehen war? Er rieb sich die Stirn und sagte dann:

„Soll ich der Frau Baronin ein Kunststück vormachen? Ich kann mit geschlossenen Beinen von hier aus dem alten Schimmel drüben auf den Rücken springen. Soll ich?"

Und er setzte schon zum Sprung an. Die

Baronin sah nur die mißfarbene Wolljacke und rief flehend:

„Um Gottes willen, nur nicht auch das noch!"

Da verlor Jakob alle Ruhe. Was wollte denn diese Dame von ihm? Er trat einen Schritt näher und streckte unsicher die Hand nach ihr aus; aber ein Blick der Baronin genügte, um ihn wieder zu verwirren. Und doch wurde ihm seltsam ums Herz, als müßte er dieser hochstehenden Frau eine Liebeserklärung machen. Jetzt oder nie!

Und mit einer weichen Stimme, welche sie bis zu diesem Augenblicke nicht von ihm gehört hatte, flüsterte er:

„Ich möchte Frau Baronin gern ein Zeichen geben, daß ich . . . von . . . Wenn Frau Baronin nach den Fehlern der Füchse fragen wollten. Ich möchte nicht . . ."

Steinunglücklich und doch wieder beinahe lachend wandte sich die Baronin dem Ausgang zu.

„Das Geschäft ist abgeschlossen!" rief sie.

Jakob schlug eine Zeltwand auseinander und ließ die Baronin hinaustreten. Sie atmete tief die reine Luft in sich ein. Da wäre sie beinahe über den

Clown gestolpert, der, an einen Zeltpfosten mit dem Kopf angelehnt, zu schlafen schien.

„Va te coucher ailleurs, sale cochon!“ schrie ihn Jakob an, und als der schwer angetrunkene Mann einen unverständlichen Fluch hervorstammelte, rief Jakob wieder: „Fiche moi la paix.“ Und verlegen zur Baronin gewandt, sagte er: „Er ist ein Irländer, aber wir Cirkusleute verstehen alle ein bißchen französisch. Auch meine Mutter versteht französisch.“

Er sagte es beinahe warnend. Doch die Baronin achtete nicht mehr auf den Ton seiner Stimme.

Über die zerstampfte, feuchte Wiese hinweg gingen sie auf Saras Wagen zu. Zwei Hunde folgten der Fremden mit wütendem Gebell, und aus einem Fenster blickte das Weib Jakobs mit bösen Augen nach, die Mariani. Zella und Sara Lomnitz waren ins Freie getreten und schienen das Geschäft mit einiger Heftigkeit zu führen. Als Zella die Baronin erblickte, wollte er sie auf französisch davon verständigen, daß die Cirkusbesitzerin einen unverschämten Preis fordere. Da fielen ihr die Worte Jakobs ein, und sie sagte laut:

„Die Familie Lomnitz spricht französisch. Übrigens sind wir handelseinig.“

„Wieviel hast Du gefordert? Du wirst doch nicht mit Schaden verkauft haben?"

„Dreitausend Mark per Stück habe ich gefordert, Mutter!"

„Ist er nicht ein Goldmensch? rief Sara, zu der Käuferin gewandt. „Auf ein Haar die Summe, die ich von dem Herrn verlangt habe! Und haben wir uns vorher verabredet? Wir haben uns nicht verabredet. Es liegt im Blut."

„Ich möchte mich noch einen Augenblick hinsetzen," sagte die Baronin, tief Atem holend. „Schließen Sie den Kauf für mich ab, liebster Zella."

Während die Baronin die Falltreppe des Wagens wieder emporstieg, rief Sara erschreckt:

„Was soll da noch abzuschließen sein? Haben Sie nicht gesagt, wir sind handelseinig? Sie haben es gesagt. Und bar auszuzahlen brauchen Sie uns das Geld nicht, obgleich Sie vielleicht für das Wettrennen mitgebracht haben zehntausend Mark bar in der Brieftasche. Nein? Nu, Sie sind uns sicher."

„Aber Sie haben uns noch nicht die übliche Versicherung gegeben, daß die Pferde fehlerfrei sind," sagte Zella, ironisch lächelnd.

„Es giebt keine besseren Reitpferde in ganz Deutschland!“ rief Sara. „Was wollen Sie mehr? Sollen die Pferde auch noch gebildet sein? Nu, musikalisch sind sie nicht! Das ist aber auch ihr einziger Fehler. Und was sie schwarz auf weiß haben wollen, darüber reden Sie mit Jakob. Ich handele mit Pferden und nicht mit Papieren.“

Auf einen Wink Jakobs folgte ihm Zella in den Wagen. Die Baronin saß auf dem Roßhaarpolster; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und hielt die Augen geschlossen. Sie sah jetzt bleich aus. Jakob zog ein Schubfach der Kommode auf und nahm ein Bündel von allerlei Papieren heraus. Nachdem er den groben Bindfaden gelöst hatte, fiel ein Haufe abscheulich schmieriger und fettiger Rechnungen und Stempelpapiere auseinander. Dazwischen lagen hier und da kleine, zierliche Blättchen. Eines davon suchte Jakob hervor und wollte es der Baronin reichen. Mit schwerverhaltenem Zorn riß es ihm Zella aus der Hand und steckte es in die Brusttasche.

„Wir sind fertig, Baronin. Wollen Sie nicht gehen?“

„Ich bin so müde,“ sagte sie leise. Dann aber

plötzlich: „Ich möchte die neuen Pferde versuchen. Wir reiten nach Heiligendamm zurück."

Und schon war sie die Treppe hinuntergesprungen.

„Sie borgen uns doch die Sättel," sagte sie lachend zu Sara Lomnitz.

Diese überlegte.

„Sie sehen, wir genießen kein rechtes Vertrauen," sagte Zella, der gleichfalls mit Jakob den Wagen verlassen hatte. „Sie können ruhig sein, Sie erhalten morgen aus Heiligendamm die Sättel mit Ihrem Gelde."

Jakob blickte verlegen zu Boden. Da rief seine Mutter:

„Laß sie reiten, das Geschäft ist abgeschlossen!"

Wenige Minuten darauf trabte Zella an der Seite der Baronin der Landstraße zu.

„Der Preis war hoch, aber die Tiere scheinen wirklich gut," sagte Zella.

Die Baronin versuchte nacheinander jede Gangart und wurde guter Stimmung, als sie endlich am Saume des Waldes einen kurzen Galopp angeschlagen hatten.

„Ich habe noch kein so gutes Reitpferd gehabt," sagte sie, das Tier zügelnd.

Sie waren jetzt gegen den Wind geschützt und Zella zog eine Cigarette hervor.

„Sie erlauben doch, Baronin?“ Langsam nahm er aus der Brusttasche einen Brief, bei dessen Anblick sie von Glut übergossen wurde. Er faltete ihn zusammen, ohne ein Blick hineinzuwerfen, steckte ihn in Brand, zündete an dem Fidibus seine Cigarette an und ließ dann das Papier ruhig bis an seine Finger verkohlen.

„Haben Sie sich wehe gethan, Zella?“

„Das ging nicht tief. ‚Bevor du heiratest, wirst du den Schmerz vergessen haben,‘ pflegte meine Mutter ihren Kindern zu sagen.“

Die Baronin reichte ihm ihre Hand hinüber, er ergiff sie und wollte eben einen Kuß darauf drücken, da fahren beide entsetzt auseinander. Dicht unter ihnen setzte es grauenhaft ein wie ein Eselsgeschrei, um dann sofort in ein breites Pferdegewieher überzugehen. Zellas Stute war es gewesen. Beide hielten die Tiere kurz an. Da antwortete das Pferd der Baronin in gleicher Weise. Wie ein dreigestrichenes hohes C begann es, wie das Geschrei eines Esels, nur zwei Sekunden lang,

um dann in ein anständiges Pferdegewieher überzugehen.

„Nein, musikalisch sind sie nicht!“ rief Zella übermütig.

Aber die Baronin hatte Thränen in den Augen und rief:

„So können wir uns doch unmöglich in Heiligendamm sehen und hören lassen!“

„So reiten wir auf Waldwegen bis in die Nähe, und ich hole dort Ihren Diener.“

Zornig setzte die Baronin die Sporen ein, und im Galopp ging es unter den hohen Buchen dem Strande zu. Erst nach einer Viertelstunde hielten sie inne, als die Tiere abermals ihren einzigen Fehler hören ließen.

„Und ich wollte durch diese Pferde eine letzte Erinnerung an den wilden Jockey bewahren,“ sagte die Baronin trostlos.

„Finden Sie nicht, liebe Baronin, daß die Erinnerung durch den einen kleinen Fehler erst vollständig wird? Im Berliner Tiergarten freilich werden wir beide unsere Künste auf diesen Tieren nicht zeigen können. Nehmen Sie die beiden Stuten

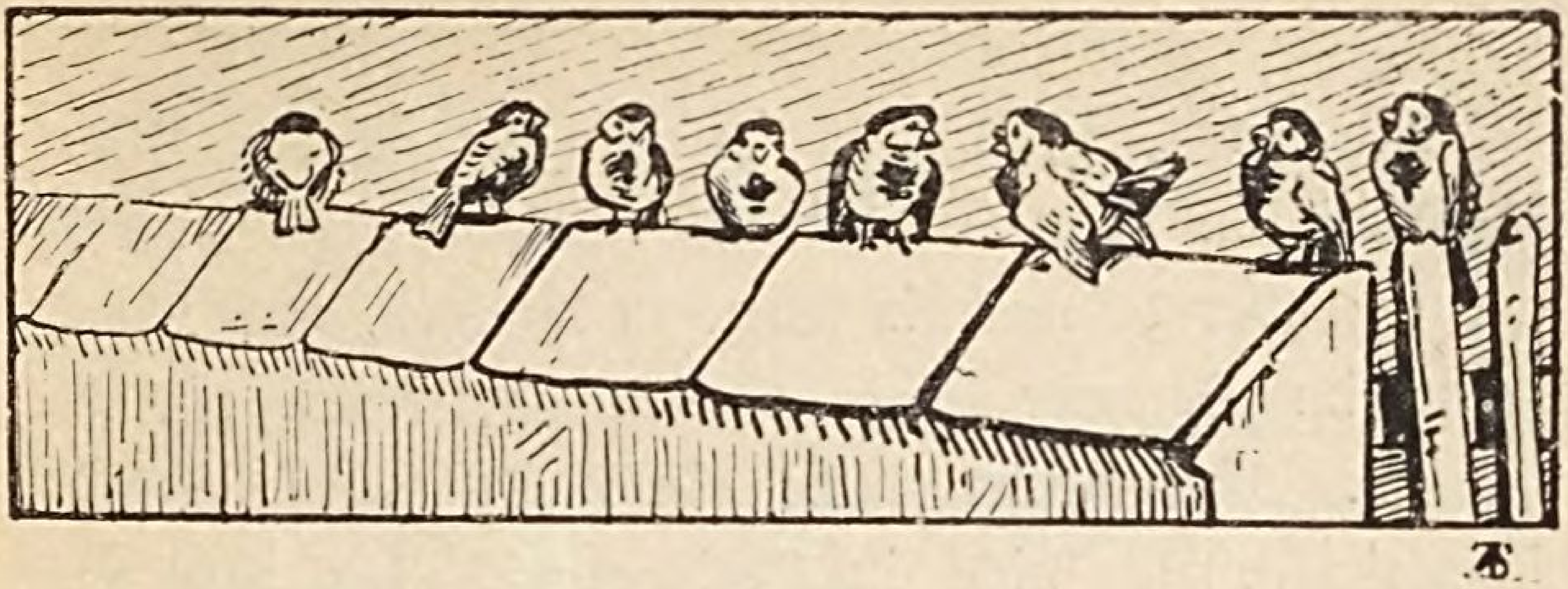
nach Thüringen mit, da können Sie sie an heiteren Tagen benützen."

„Zella, Sie könnten nicht so spotten, wenn Sie böse wären. Wollen Sie mich immer noch nach Thüringen begleiten oder erinnert auch mein Fehler an etwas sehr Dummes?"

Zella drängte auf dem schmalen Waldweg sein Pferd dicht an das der Baronin heran.

Schriftstellerei

(1896)



Seit einer halben Stunde wartete die Stenographin Ella von Kremmenstett auf das Erscheinen der Frau Bünding.

Von einem Verein war Ella der reichen Dame empfohlen worden für „Anfertigung schriftlicher Arbeiten“.

Ella hatte sich ihr vorgestellt, hatte Gnade gefunden und war unter sehr genauen Bedingungen aufgenommen worden. Frau Bünding diktierte ihr aus der unsauber hergestellten Handschrift einer Novelle so schnell, als es sich eben machen ließ. Für jede Stunde Stenographieren hatte Ella achtzig Pfennige zu fordern. Für je zwei Quartseiten Übertragung zwanzig Pfennige. Ella konnte bei einer täglichen Arbeit von zwölf Stunden beinahe vier Mark verdienen. Großmutter rechnete schon aus, wie viel davon für die Mitgift erspart werden könnte. Nicht viel.

Morgen z. B., am 30. Juni, hatte sie von Frau Bünding den Lohn für beinahe vierzehn Tage zu erwarten; aber da war die Miete zu bezahlen, und überhaupt im Sommer ging es nicht an, etwas zurückzulegen. Großmutter hätte einen Sommeraufenthalt so nötig gehabt, nicht in Heringsdorf, aber doch am Haff, bei Stettin. Statt dessen fuhr man bei gutem Wetter nach Steglitz, und das kostete mit den Auslagen im Schloßgarten jedesmal siebzig Pfennige.

Heute war es draußen drückend heiß. Im Boudoir von Frau Bünding war es schön kühl, zum Einschlafen kühl. Aber die Dame hätte doch nicht so lange warten lassen sollen. Ella konnte sich die verlorene Zeit nicht bezahlen lassen; sie mußte dafür ebensolange in die Nacht hinein abschreiben.

Das Stubenmädchen kam, ihr Gesellschaft zu leisten, vertraulicher gegen die Schreiberin, als es dem Fräulein von Kremmenstett schicklich schien. Sie hätte das Mädchen gern in ihre Schranken gewiesen; aber es war stärker als sie, sie konnte nicht unfreundlich sein.

Die gnädige Frau sei mit der Toilette fertig, auch mit dem Frühstück. Sie schreibe jetzt einen langen Brief. An den Freund in Paris . . .

Ella unterbrach das Dienstmädchen. Wenn es galt, Klatsch von sich abzuwehren, so konnte sie doch fast hochmütig werden. Trotzdem hatte sie im Laufe dieser Tage doch manches erfahren, wider ihren Willen. Frau Bünding war ungefähr so alt wie Ella, dreißig Jahre. Sie war eine geschiedene Frau. Sie stammte aus den Ostseeprovinzen, war die Tochter eines Rheders. Die ganze Familie war sehr reich, Frau Bünding erbte alle paar Jahre ein kleines Vermögen und hatte noch weitere Erbaussichten. Als ihr Vater gestorben war, hatte sie sich von ihrem Manne losgekauft, einem verschuldeten und lüderlichen russischen Offizier. Mit der zweiten Erbschaft war sie nach Berlin gekommen, um da einen litterarischen Salon zu öffnen. Sie war geizig, verstand aber nichts von der Wirtschaft. So war es doch eine gute Stelle. Diese Russinnen! Fräulein solle nur dreist sein und Frühstück verlangen. Man werde ihr schon was Gutes zustecken. Das Mädchen hatte offenbar eine Freude daran, die adelige Schreiberin als ihresgleichen zu behandeln.

Endlich trat Frau Bünding ein. Eine schöne Frau mit üppigem, schwarzem Haar, das den Kopf à la Wahnsinn umringelte, mit prachtvollen dunklen Augen.

Neben ihr sah Fräulein von Kremmenstett unscheinbar, fast häßlich aus, mit ihren magern Gliedern, ihrer vorgebeugten Haltung, dem blassen Gesicht und den etwas vorstehenden hellblauen Augen. Nur ein Zug von Güte um den Mund der Schreiberin war schön und fesselnd.

„Guten Morgen, liebes Fräulein! Habe ich Sie warten lassen? Es ist ganz gut, wenn Sie sich mal ausruhen .... Ich habe da einen französischen Brief fertig machen müssen. Wie schreiben Sie doch gleich das dumme Wort: œuvre?“

Ella verstand es nicht gleich in der guten Aussprache der Frau Bünding. Dann buchstabierte sie es vor.

„Ja, der Orthographe!“ lachte Frau Bünding. „Wo haben Sie nur alle Ihre Gelehrsamkeit her? Sie sind ein wahrer Juwel.“

„Wollen gnädige Frau nicht die gestrige Übertragung durchsehen, bevor Sie die Novelle zu Ende diktieren? Ich habe mir wieder die Freiheit genommen ...“

„Ich verlasse mich ganz auf Sie! Darum diktiere ich ja, weil der Orthographe mir im Deutschen so

schwer ist. Und französisch wage ich nicht zu schreiben. Die Franzosen sind so anspruchsvoll in der Litteratur. Sie werden schon alles richtig gemacht haben!"

„Aber gnädige Frau haben wieder an drei Stellen mir überlassen, den angefangenen Satz zu Ende zu führen. Da möchte ich doch . . ."

„Sie machen es ja allemal besser wie ich. Sie sind wirklich sehr tüchtig. Es wundert mich eigentlich, daß Ihnen das Abschreiben Vergnügen macht . . . . Also vorwärts. Wir müssen heute fertig werden. Ach, es ist so langweilig, das ewige Ändernmüssen."

Frau Bünding streckte sich in ihrem hellen Morgenrock auf der Chaiselongue aus und begann zu diktieren. Ella mußte sich immer wieder darüber wundern, daß die Dame so ganz ohne heiliges Feuer, offenbar ohne volle Aufmerksamkeit bei ihrer Arbeit war. Theophilie Bünding war ja keine berühmte Schriftstellerin; aber immerhin wußte Ella, daß ihre kleinen Novellen gedruckt wurden. Sie selbst hatte einmal eine solche Geschichte in dem Feuilleton einer wohlfeilen Zeitung gelesen und wie so oft die Schriftstellerin um dieses Glück ein bißchen beneidet. Wie war es nur möglich, daß diese Dame beim Ausschmücken und Aus-

feilen der eigenen Dichtung von Zeit zu Zeit sogar gähnte?

Wie in den letzten Tagen, so ging es auch heute. So lange Frau Bünding ihre Novelle unverändert diktierte oder nur kürzte, ging es mit nachlässiger Schnelligkeit vorwärts, so daß die Stenographin trotz ihrer Gewandtheit kaum zu folgen vermochte. Dann war wieder ein neuer Satz einzufügen, und da war es eine wahre Qual, wie die Schriftstellerin nach Worten und Wendungen suchte und schließlich der Schreiberin oft die Auswahl unter ähnlichen Sätzen überließ. So ging es also heute wieder eine gute Stunde.

Frau Bünding gähnte wieder einmal, da klingelte es draußen, und gleich darauf brachte das Mädchen eine Karte herein.

„Ah!“ rief Frau Bünding mit sichtlicher Genugthuung. „Führen Sie die gnädige Frau in den Salon. Sie können sich eine Viertelstunde ausruhen, liebes Fräulein. Es ist nämlich ...“

Sie nannte den Namen einer berühmten Frau, einer Dichterin, welche einmal entscheidend und glücklich in die Frauenbewegung eingegriffen hatte.

Ella blieb kaum zehn Minuten allein. Dann führte

Frau Bünding ihren Besuch durch das Boudoir hindurch. Eine ältere Dame, deren scharf geschnittenes Profil in Berlin wohlbekannt war.

„Ich wollte wirklich nur für den großen Beitrag danken, Frau Bünding, welchen Sie unserem Werke gewidmet haben. Solche Summen verpflichten.“

„Ich habe es aus reiner Begeisterung gethan,“ sagte Frau Bünding mit ganz veränderter schmeichelnder Stimme. „Aber ich bin doppelt glücklich, weil ich diesem Zufall die Freude verdanke, eine so berühmte Kollegin zum erstenmal in meinem Hause begrüßen zu dürfen.“

„Ach? Sie schreiben auch, Frau Bünding?“

„Es ist mein einziges Glück. Eine geschiedene Frau, was wollen Sie. Bescheidene Sachen. Aber man nimmt sie mir immer gern ab. Wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen meine letzte Novelle ...“

„Ach,“ rief die berühmte Frau, „da finde ich ja eine junge Freundin. Wie geht es Ihnen, Fräulein von Kremmenstett?“

Ella erhob sich errötend und nahm schüchtern die dargereichte Hand.

„Ich ... Frau Bünding ...“

„Fräulein von Kremmenstett ist so freundlich, mir bei meinen Arbeiten zu helfen. Sie ist ein Juwel. Aber, liebes Fräulein, warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie solche Bekanntschaften haben?"

Die alte Dame blickte scharf auf die Hausfrau und auf die Schreiberin.

Dann sagte sie langsam:

„Sie haben an Fräulein von Kremmenstett wirklich ein Juwel. Sie ist selbst ein begabtes Mädchen, ein sehr begabtes junges Mädchen ... Immer noch keine Chancen bei den Verlegern, Fräulein von Kremmenstett? Bleiben Sie nur tapfer. Und grüßen Sie Ihre Großmutter. Sie sehen blaß aus. Lassen Sie sich Ihre Arbeit wenigstens tüchtig bezahlen und trinken Sie mal ein Glas Rotwein. Adieu, liebes Kind."

Nach wenigen Minuten kam Frau Bünding allein zurück.

„Aber, liebes Fräulein, warum haben Sie mir das nicht gesagt? Sie sind überhaupt so schweigsam! Diese Frau spricht ja von Ihnen mit ordentlicher Achtung! Sie schreiben also auch? Ach Gott! Und es ist niemals etwas von Ihnen gedruckt worden?"

„Nein, gnädige Frau.“

„Was schreiben Sie denn?“

„Sie sind zu gütig. Ich will es ja aufgeben. Es hat damit angefangen, daß Großmutter immer zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten und zu Ostern, und wenn einmal ein herrlicher Frühlingstag ohne Kummer zu Ende ging, so wunderschöne Gedichte für mich machte. Seit meiner Einsegnung versuchte ich das auch, und Großmutter ... sie hat mich so lieb und findet alles gut, was ich thue. Da kamen wir auf den Einfall, daß ich auch Novellen schreiben könnte. Man liest ja oft Sachen gedruckt, wo man glaubt, jedes könnte sie machen, wenn es nur ein Herz hat. Ich war damals schon 25 Jahre alt und hatte einen großen Kummer gehabt ... Aber, gnädige Frau, wir werden nicht fertig werden.“

„Nein, nein, liebes Fräulein, erzählen Sie nur. Das interessiert mich sehr. Warum werden Ihre Sachen nicht gedruckt?“

„Sie taugen wohl nicht viel, gnädige Frau. Vorigen Herbst hätte ich beinahe Glück gehabt, mit einer Weihnachtsgeschichte. Ich schickte sie an das Illustrierte Familienjournal. Der Herr Redakteur

antwortete sehr freundlich, er wolle den Versuch wagen, wenn ich den Schluß nach seinem Geschmack ändern würde. Und so blieb auch diese Geschichte ungedruckt."

„Warum denn? . . . Ich muß immer ändern."

„Großmutter riet auch dazu. Aber sehen Sie, gnädige Frau, ich habe zu dieser Weihnachtsgeschichte drei Wochen gebraucht; ich will gar nicht davon sprechen, daß die Änderung mich wieder acht Tage gekostet hätte. In drei Wochen kann ich mir, wenn ich auch am Sonntag nicht müßig gehe, mit Abschreiben achtzig Mark verdienen. Das ist dann ein sicheres Einkommen. Für meine Weihnachtsgeschichte bot mir der Herr Redakteur nur sechzig Mark an. Das geht nicht. Großmutter muß recht gepflegt werden. Es will nicht mehr so recht mit ihr gehen, und da brauchen wir eine Aufwartefrau."

„Ja aber, liebes Fräulein! Für die zweite Novelle hätten Sie schon mehr verlangen können und dann . . . es ist doch das größte Vergnügen, sich gedruckt zu sehen. Haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?"

Fräulein von Kremmenstett richtete ihre großen vorstehenden Augen verwundert auf die Dame.

„Oh, gnädige Frau, ich sagte es Ihnen ja eben:

ich müßte ändern. Mein Held wird in dieser Geschichte der Heldin ungetreu, weil sie ohne Mitgift ist; gerade am Weihnachtsabend erhält sie seine Verlobungsanzeige. Und da wollte der Herr Redakteur, daß er im letzten Augenblick zu ihr zurückkehrt, und sie unter dem Weihnachtsbaum glücklich werden. Das aber kann ich nicht schreiben! Diesen Mann kann ich so nicht schildern!"

Fräulein von Kremmenstett sprach die Worte leise wie immer. Aber ihre Arme streckte sie dabei mit geballten Fäusten von sich, als ob sie schwer litte.

Frau Bünding hatte sich wieder auf die Chaiselongue gelegt; sie lachte laut auf.

„Sie sind eine närrische Person, liebes Fräulein. Ihnen kann ich es ja verraten, Sie sind nur zu diskret. Ich habe bis heute noch keinen Pfennig für meine Novellen bekommen und dennoch . . ."

„Das ist ja unrecht! Damit nehmen Sie andern ja ihr bischen Brot."

„Wie denn? Sind Sie vielleicht Sozialistin, Fräulein von Kremmenstett? Was geht es mich an, wenn Sie nicht besser bezahlt werden? Ich danke Gott, daß ich es nicht nötig habe."

„Verzeihung, gnädige Frau.“

„Und dann, liebes Fräulein, Sie sagen ja selbst, daß es weniger das geringe Honorar ist, als daß Sie nicht imstande sind, sich dem Geschmack der Zeitung zu fügen. Das ist einmal nicht anders. Hinter dem Geschmack der Herren, die unsere Manuskripte annehmen oder ablehnen, steckt der Geschmack des Publikums. Glauben Sie mir, liebes Fräulein, das ist so. Darin besteht doch eben die schriftstellerische Begabung, daß man schreibt, was das Publikum lesen will. Und wer sich nicht danach einrichten kann, wer den Rat eines Redakteurs nicht zu befolgen versteht, der hat eben nicht genug Begabung. Ich war einen Augenblick schon ganz beschämt darüber, daß es eine Kollegin ist, die für mich abschreibt. Wenn ich es mir aber recht überlege, so wird es wohl so ganz in der Ordnung sein. Ihr Talent reicht wahrscheinlich nur für Ihre Hausgedichte aus, nicht aber für das, was die Gazetten verlangen. Da haben Sie ganz recht, wenn Sie den Kampf aufgeben und sich an das Sichere halten. Was Sie mir eben von Ihrem Einkommen erzählt haben, das hat mich vollständig beruhigt. Sie verdienen eigentlich eine Menge Geld.

Mühsam, das will ich zugeben. Aber es ist doch sehr viel."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich war es nicht, die diesen Gegenstand zuerst berührte. Ich bin mit meinem Lohn ganz zufrieden. Ich darf ja auch nicht mehr fordern. Ich weiß ja, daß Damen, die nicht stenographieren können und nicht so kräftig sind wie ich, oft noch nicht die Hälfte verdienen. Aber wir sind zwei, Großmutter und ich. Es ist freilich noch eine ganz kleine Pension da. Ich versichere Sie, gnädige Frau, große Sprünge können wir nicht machen."

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein, Sie gehen doch sehr chic gekleidet? Ich gehe nicht viel anders. Na ja, natürlich, ein Unterschied ist schon da. Aber Sie gehen wirklich sehr geschmackvoll gekleidet. Das ist mir gleich am ersten Tage aufgefallen. Gerade darum bin ich auf den Preis eingegangen, den Sie verlangten. Sie haben doch keine andern Hilfsquellen? Wie?"

Fräulein von Kremmenstett zeigte bei einem gütigen Lächeln ihre hübschen Zähne.

„Es ist eine kleine Eitelkeit von Großmutter .... und von mir. Sie hat bessere Tage gesehen. Sie

ist .... Wenn ich ein neues Kleidchen brauche, so gehen wir einigemal erst nach Mitternacht schlafen. Sonst arbeite ich nur bis zehn Uhr."

„Und wann stehen Sie auf?"

„Sommer und Winter um sechs Uhr. Zwölf Stunden schreibe ich und vier verzetteln sich mit dem bischen Kochen und Essen und mit den weiten Wegen. Es sind ja Pferdebahnen da. Aber Großmutter ist gegen die Pferdebahnen. Ich glaube nicht, daß sie darin recht hat. In manchen Dingen merkt man doch, daß sie aus der guten alten Zeit ist ... Aber bitte, gnädige Frau, wir müssen fertig werden."

„Ich habe vorhin nur so lachen müssen, weil Ihre Weihnachtsgeschichte und die Novelle, die Sie eben abschreiben, das gleiche Schicksal gehabt haben. Eigentlich ist der Inhalt auch ein und derselbe. Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen?"

„Ich möchte mir nicht erlauben, gnädige Frau ..."

„Ach, seien Sie doch nicht so! Zu denen, die etwas Neues aufs Tapet bringen, gehören wir ja beide nicht. Was wir schreiben, das ist immer und ewig ein und dieselbe Geschichte. Wenn's nur gedruckt wird! Nein, was ich sagen wollte ... ich hatte eigentlich

vor, einen kleinen Roman mit scheußlichen Charakteren und fürchterlichem Ausgang zu schreiben. Das ist ja jetzt Mode. Da bin ich aber schön angekommen. Es giebt da eine Zeitschrift, wo alles Grau in Grau ist. Der Herr schrieb mir aber, ich täuschte mich in meinem Talent, ich wäre ganz und gar aus der alten Schule. Darauf schickte ich das Manuskript gerade an Ihr Illustriertes Familienjournal. Dem war die Sache aber doch wieder zu modern. Es verlangte eine Änderung. Bei mir erhielt sie die Verlobungsanzeige des treulosen Geliebten — auch wegen Mangel an Geld, ihr Vater hatte Bankerott gemacht und sich erschossen — just an ihrem Geburtstage. Weihnachten wäre vielleicht wirklich besser. Da sollen sie nun jetzt ein glückliches Paar werden. Und der Schluß muß darum ganz neu gemacht werden."

Frau Bünding nahm ihr Manuskript wieder zur Hand und diktierte eine Weile weiter. Dann unterbrach sie sich ärgerlich:

„Schade, liebes Fräulein, daß Sie dafür kein Talent haben. Ich würde Ihnen sonst gern überlassen, die letzten zwei Seiten umzuwerfen. Ernstlich! Ich habe sehr viel Vertrauen zu Ihnen."

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau, mit einer fremden Arbeit könnte ich das sehr gut vornehmen, so weit meine Fähigkeiten eben reichen. Nur bei dem, was ich selbst ... ach, gnädige Frau, nicht um alles in der Welt ... aber eine fremde Arbeit, das ist ja ...“

„Sie sind reizend, liebes Fräulein. Kein Wort mehr. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich muß mich ohnehin jetzt anziehen gehen. Ich habe eine Anprobe bei der Schneiderin. Morgen Abend reise ich, vorläufig nach Blankenberghe. Sie machen also alles fertig, ändern den Schluß und schicken den Manuskript unter meinem Namen an das Illustrierte Familienjournal. Nicht wahr, liebes Fräulein, mit der Kleinigkeit, die ich Ihnen schuldig bin, hat es ja Zeit, bis ich von der Reise zurück bin? Den Schluß, wo Sie zu ändern haben, rechnen wir wie eine andere Abschrift. Wenn es Ihnen auch wohl rechten Spaß macht, und Sie nachher sagen können, daß zwei Seiten von Ihnen gedruckt worden sind. Rechnen Sie sie nur mit. Sie werden mir doch nichts schenken wollen? Adieu, liebes Fräulein.“

Der Schwimmer

(1891)



Ein Streifen Strand an der Ostsee. In gerader Linie zieht sich das Geröll von Kies und Sand und strengduftendem Seetang hin. Wie eine letzte Meereswelle. Ungefähr gegen Nordost ist der Strand gelegen und von Nordost weht seit dem Wetterumschlag dieser Nacht eine steife Brise. In langen Linien, parallel fast mit der Kieswelle des Strandes, kommen die langen Wellen von der hohen See gezogen. Schäumend brechen sie sich draußen an der ersten Untiefe, brandend strömen sie heran bis zu der zweiten und letzten unsichtbaren Bank, und noch ist ihre Kraft nicht erschöpft, noch wälzen sie sich am Strande herauf, schieben sich in den Kies und den Tang und aufdonnernd fallen sie wieder in das Bett des Meeres zurück.

Seit Sonnenaufgang dauert das Spiel. Es hat jetzt keine Zuschauer.

Der entlegene Strand soll zu einem Badeorte für die Hauptstädter umgewandelt werden. Aber noch haben die reichen Leute den Weg hierher nicht gefunden. Einsam stehen auf der Düne etwa ein Meter über der Strandwelle zwei armselige Badehütten von frischem rohen Buchenholz. Kein Mensch ist zu sehen. Auch kein Badewärter oder Beamter, kein Fischer. Das Fischerdorf liegt etwa eine halbe Stunde weiter südöstlich hinter dem kleinen bewaldeten Berg. Wer an dem Berge vorüberblickt und gute Augen hat, kann an klaren Abenden kurz vor Sonnenuntergang dort den Leuchturm des Hafens erkennen, wie eine durchsichtige, rötlich-weiße, nebelhafte, schlanke Marmorsäule, und links davon wie eine Fata Morgana rötlich-weiße, nebelhafte Villen und Paläste.

Hier sucht niemand solche Pracht. Hinter den andern Strandhügeln, hinter dem kleinen Buchenwäldchen oben, mag es eine Ansiedelung von Menschen geben. Aber öde ist es noch am Strand des künftigen Badeorts. Schreiend kreisen die Möven und schießen nieder und zerpicken mit starkem Schnabel ihre Lieblingsmuscheln.

* * *

Plötzlich ertönt aus der ersten Badehütte ein kurzes Räuspern, daß die Möven erschreckt davonschießen; gleich darauf setzt eine prächtige tiefe Männerstimme ein und singt die erste Strophe des Gaudeamus igitur. Es klingt jugendlich glücklich wie ein Naturlaut. Dann wird die schlechte Thür aufgestoßen, und der einsame Sänger tritt heraus. Er ist nackt bis auf eine einfache rote Schwimmhose. Kein Jüngling. Ein wunderbar gebauter Mann von etwa fünfzig Jahren. Groß, breitschultrig, die Brust wie vom Bildhauer modelliert. Starke Bein- und Armmuskeln, dazu hübsche Füße und feine Hände. Nur der Nacken ist vielleicht zu stark und ein bißchen zu weit vorgebogen, aber doch nur so weit, wie man es wohl auch auf antiken Athletendarstellungen sieht. Auf dem Nacken sitzt ein fröhlicher guter Kopf. Kurzgeschnittenes braunes Haar, ein kurzgeschorener, schon graugesprenkelter Vollbart, eine gesunde Gesichtsfarbe und in dem offenen, fast schön zu nennenden Gesicht ein paar froh leuchtende blaue Augen, die sich nur zu oft zusammenkneifen, sobald etwas auf einige Entfernung wahrzunehmen ist. Der stattliche Mann in der roten Schwimmhose ist also doch kein antiker Held; er ist kurzsichtig.

Der Wirt, der außerdem Ortsvorsteher und Badekommissar ist, hat ihm beim Einkauf der Bademarke gesagt, für diese Saison gebe es noch kein Badepersonal. Ob der Herr schwimmen könne?

„Denn is gaut. Versöpens man nich. Die Unterströmung, wie sie et näumen, is oft höllisch arg.“

Der Mann lächelte jetzt bei der Erinnerung an das Gespräch. Er ließ seine Muskeln spielen und lachte dann laut auf. Es war ein gutes, lautes, glückliches Lachen. Freilich, wie lange war es her, daß er nicht mehr im offenen Meer geschwommen hatte? Oder vielleicht nie?

Mit drei Schritten stand der Mann auf einem kleinen Tanghaufen, dann stieß er einen Hurraruf aus und lief wie ein Knabe den Wellen entgegen. Zweimal senkte und hob sich der feste Sandboden. Dann mußte er mit Laufen inne halten, das Wasser stieg höher und jetzt konnte er sich endlich jauchzend hineinstürzen und schwimmen, schwimmen! Wie ein Kind im Bade, wie ein Pudel im Bach, so plätscherte er um sich her, tauchte unter und steckte seinen verwunderten roten Kopf aufkreischend vor Lachen wieder heraus. Endlich schlug er im Schwimmen einen richtigen Purzel=

baum, und damit wars fürs erste genug des Unsinns. Ein Ziel mußte ein Mann haben, immer und überall. Gestern Abend nach der Ankunft hatte er gehört, daß man den Hafen und das Modebad deutlich sehen könnte, wenn man eine halbe Stunde hinausschwämme. Er wollte sich mal das Modebad ansehen. Und mit mächtig ausgreifenden Armen und mit kräftigen Fußstößen schwamm er ruhig in die See hinaus. Die Wellen kamen ihm gerade entgegen, aber sie hielten ihn kaum auf. Gerade hoch genug waren sie, um dieses köstliche Morgenschwimmen nicht langweilig werden zu lassen, auch wenn es eine Weile dauerte.

Das Meer! Xenophon! Die Zehntausend! Das Meer! Thalatta! Ja, das Meer, das war doch was anderes! Es war ja nicht so übel in den Wogen der blauen Donau, es war noch schöner dort, wo sie noch smaragdgrün war bei Passau, bevor noch der silbergraue Inn kalt und wild zugleich sich in sie hineinstürzt! Es war wohlig im Rhein, beim Mondschein, wenn man unter dem Loreleyfelsen hineinsprang vom braunen Nachen und die Augen schloß und Nixengesang zu hören glaubte, es war wohl auch schön in den Fluten des Mississippi, und groß und ein Gewinn fürs Leben, im

Ganges zu baden angesichts heiliger Tempeltrümmer und frommer Menschen. Doch hier war Thalatta! Hier war Homer und die Urzeit, der Schöpfer und der Abgrund.

Der einsame Schwimmer wollte träumen. Er legte sich auf den Rücken, machte von Zeit zu Zeit nur eine kräftige Bewegung mit Armen und Beinen und träumte von den Wassern des Ganges.

*　　*
*

Er machte lachend eine Kopfbewegung, um das Wasser abzuschütteln, das ihm plötzlich von links her in Mund und Augen gedrungen war, dabei nahm er trotz seiner Kurzsichtigkeit eine kleine Flottille von Fischerboten wahr, die zu so früher Stunde schon heimkehrte zum Hafen. Wie schossen die hohen alten Fahrzeuge mit geblähten, glutbraunen Segeln dahin! „Homer! Natur! . . . Ur . . . was?"

Es kam ihm so vor, als machte man ihm aus einem Bote Zeichen, daß er umkehren sollte.

„Die Philister sind uns gewogen zumeist,
Sie ahnen im Burschen was Freiheit heißt!
Wellen Hurra!"

So ein Unsinn. Vorhin, als er näher war, hätte es ihm Mühe gekostet, die Badehütten zu entdecken. Jetzt ragte über dem Buchenwald der rote Turm des Dörfchens heraus, ein Leuchtturm für den einsamen Schwimmer.

Ach so, der Wind hatte sich gedreht und war noch schärfer geworden. Darum eilten die feigen Fischer nach Hause zurück, und darum fing die See an hohl zu gehen; und die Wellen so hoch, daß er von Viertelminute zu Viertelminute die Aussicht gesperrt hatte. Von Zeit zu Zeit überschlug sich eine Welle, jetzt wo er nicht mehr auf dem Rücken schwamm, von rechts und der schäumende Kamm stürzte über ihn. Hinauf! Durch! Da wußte man doch, wozu man Arme hatte. Wellen Hurra!

Es war ein Unsinn, daß die feigen Fischer heimkehrten. Überhaupt die deutsche Fischerei lag im Argen. Er hatte wichtigere Pläne im Kopf, aber der deutschen Fischerei mußte im großen Stile geholfen werden. Noch heute wollte er nach Hause schreiben und das Geeignete, vorschlagen, um den Übergriffen Englands auf der Nordsee zu steuern. Kreuzer zum Schutz der Hochseefischerei. Seepolizei. Der Minister war zu ängstlich.

Er wagte gewiß nicht den Engländern die Faust zu zeigen. Die bildeten sich immer noch ein, sie wären die einzigen Wassermenschen. Unsinn! Das müßte mit dem Könige persönlich besprochen werden. Nein, Majestät, auf dem gewöhnlichen bureaukratischen Wege dauert das zu lange, ein offenes Wort, nicht drohend, aber fest und kraftbewußt, bei guter Gelegenheit, und unser ist der Anteil am Weltmeer, wie unser geworden ist der Anteil an der Erde. Und es ist nur der Anfang, Majestät; solche Wellen kennen wir selbst auf unserer berühmten Entenpfütze, der Ostsee, und solche Arme haben wir, so lachen unsere blauen Wellen uns entgegen, so wollen wir die Engländer auslachen, wenn sie kommen mit ihrem wurmstichigen Meeresruhm und ihren wurmstichigen Schiffen. Ein Wort, Majestät, und wir rufen alle Hurra, und springen ins Meer und tauchen, und ....

Das war doch ein hoher Wellenkamm gewesen. Der einsame Schwimmer prustete und lachte und vergaß für einen Augenblick den Kaiser und die Hochseefischerei. Donnerwetter, das war ja recht hübsch, es prasselte ja auch von oben herunter. Schlossen und Regen durcheinander. Sturm! Juchheirassassa! Nein,

nein, nur keine Einbildung, keine Landrattendummheit. Das war kein Sturm, aber eine recht ordentliche steife Brise, und für das erste Mal ein recht anständiger Gruß Thalattas.

Wenn die breiten bis mannshohen Wellen den einsamen Schwimmer hoben, so blickte er sich um, ob er den Leuchtturm, den Hafen und die Villen des Modebades sehe. Die Hagelwolke war schon vorübergetrieben, und der Meeresspiegel lag hell da. Der Schwimmer aber sah nichts. Das lag wohl an seiner Kurzsichtigkeit. Es war auch wohl Zeit umzukehren. Man könnte am Ende ängstlich werden. Er liebte es nicht, über sich reden zu machen. Also zurück. Dort die Spitze des Kirchturms konnte er unterscheiden. Dorthin also, und nicht mehr so verträumt wie bisher, ordentlich die Muskeln anspannen wie auf dem Marsch. Zurück. Nach Hause. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Hier war nur zu wenig Gefahr. In der Südsee konnte ein Haifisch kommen und zuschnappen, oder ein Riesenpolyp konnte mit seinen ungeheuren Fangarmen den einsamen Schwimmer umarmen und herunterziehen in die purpurne Tiefe, zur Ruhe, zum ewigen Alleinsein, zum Frieden.

Pereat tristitia! Ausgegriffen und vorgestoßen, hinauf mit der Welle und hinunter mit dem Wellenkamm und wieder hinauf, stark und schwer, daß er den Wellenberg mit einemmal nehmen konnte und wieder hinunter, und so in einem fort zurück, nach Hause!

Eine halbe Stunde kämpfte so der einsame Schwimmer zum Strande zurück. Seine Brust fing an sich stärker zu heben. Es war doch ein verteufeltes Stück Arbeit. Den Turm sah er noch deutlicher und auch niedriger, etwas weiter zur Linken; die Strömung hatte ihn wohl etwas westlich getrieben. Aha, die Unterströmung. Er lachte nicht mehr, aber seine Augen leuchteten von Kraft und Kampfeslust. Jetzt nur keine Dummheiten! Nicht eilen, keine unnütze Bewegung, keine falsche Richtung. Immer den Turm im Auge behalten und den Wellen den Meister zeigen. Ruhig, mit vorgeschobenem Nacken, eigensinnig wie ein Wanderer durch den Sturm. so machte der einsame Schwimmer jetzt ebenmäßig seine Stöße. Von Zeit zu Zeit schüttelte er sich, wenn ihm eine hohe Welle von rückwärts über den Kopf schlug. Einmal schluckte er sogar tüchtig Seewasser. Was die Leute nur wollten? Das schmeckte gar nicht so schlecht hier in der Entenpfütze, das war eine Erfrischung.

Wieder mochte es eine kleine halbe Stunde gewährt haben. Immer weiter nach links schwebte der rote Turm über den Buchenkronen. Aber jetzt sah der Schwimmer Land und lächerlich nahe. Ein Mann ging am Strande hin und her und gestikulierte wohl und schrie. Der Schwimmer that einen tiefen Atemzug und versuchte geradeaus dem Mann entgegenzukommen. Es war doch am besten, den nächsten Weg zu wählen. Noch etwa hundert Schritte weit trieb es ihn westlich, dann stürzte ihm unaufhörlich schmutziger Wellenschaum, Sand und Tang über den Kopf, aber dann hatte er auch schon Grund unter den Füßen, und als er sich aufrichtete, ging ihm der Wellenberg nur bis zum Hals, noch zehn Schritte, und er stand auf dem Strand. Neben ihm der Wirt, der schrie und schalt. Der einsame Schwimmer schloß für einen Augenblick die Augen wie ein müdegelaufenes Kind. Dann öffnete er sie lachend, holte einmal fast keuchend, aber doch tief und lange Atem und fragte: „Was solls?“

„Dat wi ons den Düwel drut maken, ob Sie sich die Rettungsmedaille verdeinen. Wi mögen dat nich, dat Sie sich versöpen. Wenn Sie sich versöpen wollen,

so versöpen Sie sich dröwen, wo die Kurkapelle und dat elektrische Licht ist. Wi haben hier mit schwere Kosten dat Bad injerichtet, wi wollen nich mit so ne modsche Selbstmörderei anfangen, Herr Mittelgrün."

Der Mann that wieder einen tiefen Zug, indem er sich vom Winde abkehrte und fragte zerstreut: „Wo habe ich denn meine Sachen?"

Der Wirt, Ortsvorsteher und Badekommissar zankte noch immer. Eine halbe Stunde weit hatten sie zu den Badehütten zurückzulaufen. Dem Wirt hatte es keine Ruhe gelassen, als der Wind sich drehte; Herr Mittelgrün wäre ihm gleich verdächtig vorgekommen. Na ja, schwimmen könnte er ja, das wäre richtig, aber wenn das noch einmal vorkäme, so dürfe er nicht mehr baden. Die Selbstmörderei wäre der Ruin jedes jungen Badeorts.

Stumm ging Herr Mittelgrün neben dem scheltenden Wirt durch den Wind nach den Badehütten. Er hörte nicht mehr zu. Immer endete es so. Jeder Aufschwung führte wieder zur Erde zurück. Immer, immer. Schon damals. Auf dem Gymnasium war es gewesen. Lateinisch hatte er gelernt mit solcher Lust, mit solchem Fleiß. Bis nach Untertertia war

er gekommen, immer der erste. Da war der Vater gestorben, der herrliche Vater, der aus ihm was machen wollte. Und die arme Mutter hatte die Papierhandlung übernehmen müssen, und er war aus dem Gymnasium genommen worden, hinter den Ladentisch. Papier und Bleistifte auch für Gymnasiasten, selbst für Primaner.

Dann hatte er den kleinen Papierhandel in der kleinen Stadt geführt und sich ein kleines Sümmchen gespart und wollte damit das Größte beginnen, eine Buchhandlung, nicht so eine kleine, lächerliche, blödsinnige Leihbibliothek wie bei seinem Papierhandel, nein, Bücher. Bücher verlegen, Bücher drucken, den Goethe und den Humboldts der Zeit die Hände schütteln und sie reich machen. Da war es ihm von der alternden Mutter klar gemacht worden, daß die Apothekerstochter ihn gern hätte, daß er das Mädchen heiraten müßte. Der kleinen Mitgift wegen hatte er es nicht gethan, vielleicht hatte aber die Mutter recht gehabt, vielleicht hatte gerade dieser Schritt wenigstens den kleinen Papierhandel gerettet.

Jetzt war sein Kind, seine Elisabeth, schon dreizehn Jahre alt und blutarm und immer müde, und da hatte der Arzt die Frau und das Kind nach der

See geschickt, in den jüngsten und billigsten Badeort, hierher. Vor vierzehn Tagen waren sie abgereist, und gestern hatte Herr Mittelgrün sie besucht. Gegen den Willen seiner Frau freilich, aber dritter Klasse Retourbillet, es war wirklich nicht so teuer. Vierzehn Tage hatte er davon geträumt, daß sein Töchterchen im Ozean badete. Und da war der Wunsch stärker geworden als er. Auch er wollte einmal im Ozean schwimmen, bevor er starb. Freilich der Empfang gestern Abend ...

Sie waren nicht mehr weit von den Badehütten. Der Wirt wandte sich nach rechts, um quer durch den Wald nach Hause zurückzugehen. Es war Feiertag und viel zu thun. Herr Mittelgrün stand eine Weile unentschlossen da, endlich sagte er: „Ich bitte, erzählen Sie nichts ..."

„Wo werd ick denn. Nur Ihre Fru will icks seggen. Dat sie oppassen soll."

Noch weiter als bisher hielt Herr Mittelgrün den Nacken vorgebeugt, als er zu seiner Badehütte zurückkam. Er war ganz trocken zurückgekommen und hatte sich wohl mit dem Anziehen beeilt. Denn schon nach wenigen Minuten kam er aus dem Hüttchen heraus.

Er hatte seinen guten grauen Anzug an. Die Hosen waren um eine Linie zu kurz, die Rockknöpfe etwas abgeschabt, um den weißen Hemdkragen trug er eine schlecht geknüpfte schwarze Kravatte. Die Absätze seiner Schuhe waren schiefgetreten, sein gelber Strohhut schon recht ausgedient. Auf der Nase saß ihm eine Stahlbrille. Nur in der Hand trug er etwas ganz Neues, einen weißen großen Sonnenschirm. Den hatte er sich gestern früh um zwei Mark erstanden, für die Spaziergänge am Strand längs des Ozeans. Und seine Frau hatte nicht einmal die Notwendigkeit verstanden. Luxus nannte sie's.

Eilig kehrte er ins Dorf zurück, wo Frau und Kind zum zweiten Frühstück im Wirtshaus ihn hatten erwarten wollen. Er wäre gern vor ihnen da gewesen, um noch einmal mit dem Wirt zu sprechen. Er holte sie an der Gartenthür ein.

Eine kleine, spitze, dürre Kleinstädterin, an ihrer Hand ein hochaufgeschossenes blasses Mädchen. Mittelgrün reichte seiner Frau artig den Arm, wie sie das vor fremden Leuten gern hatte und tätschelte heimlich sein Kind.

„Du," sagte er mit mühsam erhaltener Gleich=

gültigkeit, „ich habe mein erstes Bad genommen. Ich bin ein bißchen lange geblieben, da ich ja morgen wieder abreise, und doch einmal die Fahrt bezahlt habe."

„Billiger wird das Billet dadurch nicht," sagte die Frau. „Setzt euch, ich werde bestellen gehen. Das heißt für dich; Lisbeth und ich haben ja volle Pension. Du mußt extra zahlen."

Und sie ging nach der Küche.

„Elise!" rief Mittelgrün und faßte das Kind mit beiden Händen um die Schultern, „denk nur, zum ersten Mal im Ozean. Oh das war schön, draußen die Wellen, wirklich, wirklich, Elise, recht hoch, ich möchte nicht übertreiben, so hoch wie ich mitunter. Elise, weißt du, was ich dir wünsche? Ein langes Leben, so glücklich wie diese Stunde im Ozean."

„Ach rede doch nicht so, Papa."

Drüben hatte Frau Mittelgrün lebhaft mit dem Wirt gesprochen und kehrte mit spitzer Nase und funkelnden Augen zu Mann und Kind zurück.

Das Budget des Ruhms

(1893)

Seit zwei Tagen war der Schwiegervater zu Besuch; ein sehr reicher und kluger Fabrikant aus Breslau.

Er hieß wirklich Müller und hatte seine Tochter auf den Namen Ida taufen lassen. Vor einigen Jahren hatte sie sich in den jungen, hübschen und wohlerzogenen Berliner Schriftsteller Wilhelm Gans verliebt. Ein Jahr lang hatte der Vater gegen diese Heirat geredet und gewettert. Dann hatte er nachgegeben.

Wilhelm Gans war, wie Auskunfteien und gemeinsame Bekannte übereinstimmend versicherten, aus guter Familie, hatte fast gar keine Schulden, war Doktor der Philosophie und lebte so anständig, wie er schrieb. Am Ende, Ida bekam 15000 Mark jährlich — auch einem Offizier hätte Müller lieber eine Rente gegeben als Bargeld — und damit konnte sie sich zur

Not einrichten, selbst wenn Gans' Einkünfte nur für sein Taschengeld hinreichen sollten.

Und etwas mehr mußte es ja doch abwerfen; hatte doch Wilhelm Gans da irgendwo einen Preis gewonnen. Für eine ganz kleine Novelle tausend Mark. Und in acht Tagen, sagte Ida, hätte der Mensch das Ding gemacht. Müller glaubte von allem, was man ihm erzählte, grundsätzlich nur die Hälfte; auch seiner Tochter glaubte er nicht mehr als diese fünfzig Prozent. Aber am Ende ... Kurz nach der Preisverteilung war Verlobung gefeiert worden.

* * *

Und jetzt saß Müller bei seinen Kindern. Er fühlte sich ganz und gar als Schwiegervater. Denn in den letzten Wochen hatte ihm seine leibliche Tochter plötzlich ähnliche Briefe zu schreiben angefangen wie sonst sein Schwiegersohn. Von den Lebensmittelpreisen, die in die Höhe gingen, von „Gern-sich-einschränken-wollen", von „Glück-nicht-zu-teuer-bezahlt-werden-können", von innigen, dankbaren Gefühlen. Man wollte also was von ihm. Da war er nun.

Zwei Tage lang hatte er nichts gethan, als mit den Kindern gebummelt. Er bestritt die Auslagen, und der Schwiegersohn protestierte nur so obenhin.

Heute früh saßen sie allein nach dem Frühstück, Ida machte Toilette, und beide fühlten, daß das Gespräch endlich auf die Sache kommen müßte.

„Ja, ja,“ sagte Hans elegisch.

„Da wären wir also,“ antwortete Müller. „Höre 'mal, Junge, du solltest ehrlicher gegen mich sein. Ich habe die Absicht, es euch bequem zu machen. Es wird wohl den Kopf nicht kosten. Also heraus mit der Sprache. Du brauchst Geld?“

„Woher weißt du das,“ lieber Papa? Aber du hast recht. Wir brauchen Geld.“

„Wir! Aha, erste Lektion. Du für deine Person bist nicht anspruchsvoll, aber das Haus, die Toiletten der Frau und so weiter. Das begreife ich ganz gut. Nur eins, bevor ich weiter frage. Handelt es sich um einen schweren Fall oder um so 'ne chronische Geschichte, wie mein Hausarzt sagt?“

Und Müller lachte, wie jemand, der jährlich an die hunderttausend Mark verdient und nicht knauserig ist

„Chronisch, lieber Papa.“

„Schön. Könntest du mir vielleicht einen kleinen Überblick über euer Jahresbudget geben, lieber Wilhelm? Ich bin nicht dumm und habe sogar für eure Berliner Ausgaben Verständnis. Das hast du wohl von einem so alten Provinzler nicht erwartet? Also gieb mir gefälligst ein paar Anhaltspunkte. Denn ordentlich Buch führen thust du gewiß nicht, als ein Dichter, der du bist. Und Ida wird's auch wieder verlernt haben."

„Da kennst du mich schlecht," sagte Wilhelm Gans mit Stolz. „Ich führe selbst Buch, eigenhändig. Es wird einmal ein interessantes Dokument sein. Wenn ich es nicht vorziehe, das indiskrete Buch vor meinem Tode zu vernichten. Da liegt es bereit. Seit zwei Tagen."

Und er holte aus dem Schubfach der eichenen Kredenz ein ordentliches Kassenbuch heraus. Müller nickte geschmeichelt mit dem Kopf.

„Das ist brav. Das hätte ich wirklich nicht erwartet. Aber das ist ja musterhaft geführt!"

In der schönen, regelmäßigen und doch eines gewissen dichterischen Schwunges nicht entbehrenden Handschrift von Wilhelm Gans war das Buch geführt. Der

Dichter mußte immer an Autographen denken, wenn er einen Posten einschrieb.

Er verfaßte viele Autographen. Er lehnte niemals ab. Und er wurde immer mit aufgefordert, wenn man in seiner Gegenwart einen andern Schriftsteller um die Gunst ersuchte.

„Laß mich nur“, sagte Müller, „ich finde mich allein sehr gut zurecht.“

Schon nach fünf Minuten aber legte der Schwiegervater das Kassenbuch erstaunt beiseite.

„Junge, da stimmt etwas nicht. Zwar für eure Sparsamkeit und Ordnungsliebe alle Hochachtung. Ich weiß, was das Leben kostet. Und ihr lebt ja soweit ganz gut. Ihr seid freilich nur zwei . . .“

„Lieber Papa, das gehört nicht hierher.“

„Ihr seid aber doch nur zwei. Trotzdem: Wohnung, Wirtschaft, Vergnügungen, sogar die Kleider, alles aufs sparsamste. Kinder, da konntet ihr wirklich nicht weit kommen. Das hättet ihr mir längst sagen müssen. Meine Ida soll nicht sparen.“

„Eben darum, lieber Papa . . .“

„Halt. Erst beantworte mir wieder etwas. Ihr habt im vorigen Jahre pünktlich eure fünfzehntausend

Mark bekommen. Nicht wahr? Ihr habt mit zwölftausend fünfhundert Mark gewirtschaftet. Ich finde das außerordentlich. Ich werde Ida nachher etwas Schönes kaufen ... zur Belohnung. Wo bleibt aber der Rest eurer Rente und wo bleibt dein anderes Einkommen?"

Wilhelm Gans stand errötend auf und stellte sich an das einzige Fenster des Zimmers. Plötzlich drehte er sich scharf um, so daß der Schwiegervater nur seine dunkle Silhouette sehen konnte, und sagte ärgerlich:

„Der Rest und mein Einkommen heben sich auf."

„Das verstehe ich nicht."

„Heben sich auf," sage ich. „Herr Gott, Schwiegervater, du bist doch sonst ..."

„Jetzt verstehe ich, mein Junge! Aber das ist kein Grund, mich vom Papa zum Schwiegerpapa zu degradieren. Das, was du sagen willst, verstehe ich. Wie das aber möglich ist ... Ja, bringt dir denn deine Schriftstellerei gar nichts ein? Kostet sie dich denn auch noch Geld?"

„Lieber Papa, dein Wunsch, einen berühmten Schwiegersohn zu haben ..."

„Na, na, lieber Schwiegersohn. Bereden wir jetzt erst das Geschäftliche zu Ende. Dich kostet die Sache noch Geld? Man zahlt dir nichts?"

„Oho, das wäre noch besser! Ich habe schon Einkünfte, aber meine Ausgaben, die Auslagen für die Regie möchte ich sagen, sind vorläufig noch größer als die Einnahmen. Vorläufig ist mein Ruhm . . ."

„Hör einmal. Immer hübsch ehrlich! Wir müssen uns bei unsrer Unterhaltung ja doch an das Vorläufige halten. Das ist freilich eine fatale Situation. Na, na, ich mache dir keine Vorwürfe. Aber ich verstehe die Geschichte nicht. Es giebt doch Leute, die davon leben, schlecht, ich weiß, im vierten Stock, aber sie leben doch davon. Und wenn du so eine Novelle für tausend Mark auch nur alle Vierteljahr einmal fertig bringst . . ."

Wilhelm Gans holte ein zweites Kassenbuch heran und schlug die erste Seite auf.

„Hier, lieber Papa, das Budget des Schriftstellers. Ich habe es stenographisch geführt, und auch so nur mit kurzen Andeutungen. Ida braucht nicht alles zu wissen."

„Da hast du recht."

„Sie glaubt, ich brauche das alles für meine kleinen Privatausgaben, für Zigarren, für den Klub. Sie hält mich für einen Spieler. Ach Gott, und ich bin ein so ordentlicher Mensch!“

„Also erkläre mir einmal diese Hieroglyphen.“

„Da ist also zuerst das Feuilletonkonto. Du weißt, lieber Papa, die Zeitung, die meine Sächelchen abdruckt, ist nicht die erste beste, und wenn ich auch durchschnittlich nur einmal im Monat ein Feuilleton schreibe, so ist diese Verbindung doch für meinen Namen sehr vorteilhaft, um berühmt zu werden ...“

„Schon gut, nur die Ziffern.“

„Also ... aber, lieber Papa, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, und weil ich habe offen gegen dich sein müssen. Also ich bekomme für jedes Feuilleton eigentlich nur zwölf Mark. Die Zeitung will mich nicht besser bezahlen. Ich schreibe monatlich ... also es sind im vorigen Jahr zehn Feuilletons von mir abgedruckt worden, sehr hübsche, feine, ausgefeilte, ich möchte sagen, ziselierte Sächelchen.“

„Macht hundertundzwanzig Mark.“

„Das sagst du so. Nun sieh mal hier die Ausgaben. Wohlverstanden, lieber Papa, ich habe hier nur

notiert, was nachweisbar Berufsausgaben sind. Andres nicht. So zum Beispiel hat uns der Presseball fünfunddreißig Mark gekostet. Das habe ich nicht notiert. Und dann hat die Harzreise im Sommer zwanzigmal so viel gekostet wie ihr litterarischer Ertrag. Das habe ich auch nicht notiert. Aber siehst du, da giebt es so menschliche Verhältnisse. Der Chefredakteur der Zeitung ist ein netter Mann, dem schicke ich zu Weihnachten und zu seinem Geburtstag einige Flaschen Champagner. Er ist Junggeselle. Der Feuilletonredakteur ist auch ein sehr netter Mensch. Der ist nun aber verheiratet. Er lebt von seiner Feder. Wir sind notorisch reiche Leute. Das ist deine Schuld, Papa! Und da machen wir den Leuten hie und da kleine Geschenke. Weißt du, Papa, das ist oft sehr schwer. Diese Leute machen so komische Gesichter, wenn man auch noch so geschickt ist. Ida muß furchtbar freundschaftlich sein und nur überflüssige Sachen wählen. Wertlose Aufmerksamkeiten! Sie würden uns kurios ansehen, wenn wir Wertgegenstände anschleppen wollten. Wie gesagt, nur kleine Scherze, um die gute Laune zu erhalten. Aber trotzdem . . . diese Kleinigkeiten belasten das Konto. Also der Chefredakteur fünfzig Mark, der vom Feuilleton

mit Familie — es sind auch Kinder da, aber noch ganz kleine — zusammen zweihundert Mark. Und dann, weißt du, zu Weihnachten für den Metteur, das ist so der Oberste in der Druckerei, und für den Korrektor, weil er immer sehr nett gegen mich ist, und für Ankauf von Exemplaren, weißt du, jedesmal, wenn ein Feuilleton erscheint, damit das nicht verloren geht, also an Kleinigkeiten noch alles zusammen fünfzig Mark jährlich."

„Macht genau dreihundert Mark. Macht einhundertundachtzig mehr als dein Einkommen aus Feuilletons. Geht das allen Feuilletonisten so?"

„Das ist sehr verschieden, lieber Papa. Manche haben Glück."

„Also davon allein kannst du nicht leben. Das sehe ich ein. Und nach dem Erlös deiner Gedichte, da frage ich gar nicht erst."

„Das kannst du ruhig thun, lieber Papa. Die sind der Lichtpunkt in meinem Budget. Sie bringen nichts ein, aber sie kosten auch nichts. Wirklich gar nichts. Man hat eben so die Einfälle. Man schreibt sie auf, bessert ein paar Tage daran herum, und dann schickt man sie ab. Dafür erwartet man gar kein

Honorar. Man bekommt auch keines. Und wie gesagt, sie kosten nichts. Viel Porto mitunter, Porto und Strafporto. Aber das wird nicht besonders gebucht. Und dann habe ich freilich die Gewohnheit, auf die Blätter zu abonnieren, wo so ein paar Verse von mir erscheinen. Das ist aber nicht der Rede wert."

„Hm, im Laufe der Jahre kann sich das doch summieren."

„Höchstens durch das Porto. Weißt du ... wenn das billiger würde! Im Reichstag ..."

„Bitte, mein Junge, eine Zwischenfrage. Hast du deine gesammelten Gedichte alle schon geschrieben?"

„Wie meinst du das? Ach so! Ich sollte aufhören ..."

„Nein, so meinte ich's ja nicht. Ich wollte nur fragen, ob du eine genügende Anzahl beisammen hast?"

„Ach, für eine Gesamtausgabe?"

„Ja wohl, ich denke so ... wäre es nicht ... hübscher und ..., sie alle auf einmal drucken zu lassen?"

Hans wurde nachdenklich. Er zog einen Bleistift aus der Westentasche und rechnete auf dem leeren Rand eines Zeitungsblattes.

„Papa, da hast du eine vorzügliche Idee gehabt. Wenn wir's vornehm ausstatten, mit Goldschnitt und eingebunden, so wird der Preis doch in drei Jahren gedeckt sein, fast durch das dumme Porto allein. Weißt du, immer doppelte Briefe und immer eingeschrieben ..."

„Du mußt wohl dem Briefträger zu Neujahr reichlich was geben?"

„Das thue ich auch! Das habe ich aber nicht notiert."

„Also lassen wir drucken," sagte Müller entschieden. „Und jetzt wollen wir wieder von der Sache selbst sprechen. Was steht da weiter?"

Zum erstenmal machte Hans ein verlegenes Gesicht.

„Mein Theaterkonto."

„Da werden doch deine Kollegen reich davon."

„Ja, einige haben Glück. Bei mir machte das im vorigen Jahre einen Riß. Ich habe dir doch die beiden großen Stücke zugeschickt, das Schauspiel und das Lustspiel?"

„Jawohl, sie haben mir ganz gut gefallen. Ich habe mir gar nichts Schlimmes dabei gedacht."

„Der Drucker hat mich übers Ohr gehauen. Jedes sechshundert Mark, und aufgeführt sind sie nicht worden.

Nur angenommen. Überall sind sie angenommen worden. Bei dir in Breslau auch. Ich weiß nicht, woran das liegt. Namentlich das Lustspiel ist ungemein fein und lustig. Soll ich . . .“

„Nein, jetzt nicht. Also zwölfhundert. Das begreife ich. Aber ein kleines Stückchen von dir ist doch aufgeführt worden? Mit großem Erfolge. Nicht? In Berlin und in Liegnitz. Nicht?“

„Und auch in Heringsdorf,“ sagte Hans traurig.

„Was hast du denn? Das ist doch kein Unglück!“

„Ach Gott, lieber Papa, du wirst mich für einen schlechten Rechner halten. Aber auch das Konto dieses Einakters ist nicht befriedigend. In Berlin ist er zweimal aufgeführt worden. Bei der ersten Aufführung soll die Presse die Hälfte der Plätze inne gehabt haben. Bei der zweiten Aufführung soll es leer gewesen sein. Ich fand es voll. Und dann, Gott, Papa, du marterst mich!“

„Aber was willst du denn, mein Sohn, ich thue dir ja nichts.“

„Ach, du glaubst gar nicht, wie schwer dem dramatischen Schriftsteller das Leben gemacht wird. Also: fünfundsiebzig Mark habe ich für die beiden Auf=

führungen richtig an Tantiemen erhalten. Hier stehen sie gebucht. Du wirst sagen, das ist ganz hübsch für den Anfang. Ja, da habe ich aber erstens das Stückchen drucken lassen. Hundertundfünfzig Mark. Dann habe ich für beide Aufführungen Plätze genommen, so für meine Freunde, die nicht Kollegen sind. Und auch für einfache Leute, Näherinnen, Portiers, na, du kannst dir das schon denken. Ich bekam vom Theater eine Rechnung über hundertundachtzig Mark. Für die dritte Aufführung hatte ich auch Plätze bestellt, aber die fand nicht statt."

„Gott sei Dank!"

„Wieso: Gott sei Dank?"

„Ach so. Also leider. Das ist freilich schlimm."

„Und dann stehen hier noch ein paar kleine Posten für die beiden Damen, die mitwirkten. Hübsche Blumenarrangements. Und nach der ersten Aufführung ein Siegesfest bei Dressel. Wirklich ganz einfach. Und im kleinsten Kreis. Ida war so glücklich. Ich bin herausgerufen worden, wie du weißt. Schließlich um hinausgerufen zu werden ..."

„Der eine Hervorruf kostet ... Du, Wilhelm, es ist doch ganz gut, daß du nicht dreimal ..."

„Ach, Papa, mach' keine schlechten Witze. Aber wenn du diese Mitteilungen so heiter aufnimmst, so kann ich dir ja auch die Kleinigkeiten von Liegnitz und Heringsdorf erzählen. Das Stück wurde also vom Agenten überall hingeschickt. Er machte mir nachher eine kleine Portorechnung. Na, es kam also von überall zurück, nur in Liegnitz blieb es hängen. Das Liegnitzer Theater wird sehr gut geleitet, auch muß ich dort meine Verehrer haben, meine Gemeinde. Ja, Papa, es giebt schon Gansgemeinden. In bescheidenen Stunden, an spleenigen hypochondrischen Tagen freilich, da pflege ich zu mir zu sagen: hinter Liegnitz steckt ein Geheimnis."

Müller machte erst ein pfiffiges, dann rasch ein dummes Gesicht und sagte nichts.

„Du weißt, wir fuhren nach Liegnitz zur ersten Aufführung hinüber. Du warst ja aus Breslau auch gekommen und hast die Sache mit erlebt. Hat's den Leuten nicht gefallen? Mäuschenstill haben sie gesessen. Ich habe selten ein so aufmerksames Publikum gesehen. Wirklich ein vornehmes Publikum in Liegnitz. Und die Kritik war glänzend. Dabei ganz unabhängig. Denn eigentlich mußte ich scharfe Bosheiten einstecken.

Besonders eine war sehr geistreich. Und doch wurde es kein zweites Mal aufgeführt."

„Es war zu teuer," sagte Müller.

„Ach nein," rief Gans überrascht. „Die Auslage für die Reise, ein paar Bouquets und das Souper nach der Vorstellung. Keine hundert Mark. Aber in Heringsdorf. Das vergesse ich mein Lebtag nicht. Von Swinemünde kam die Truppe herüber. Ich mache zufällig, rein zufällig, die Bekanntschaft der besseren Schauspieler, und so erfahre ich, daß der Bonvivant von Liegnitz in Heringsdorf als Gast auftreten wird. Der hat in meinem Stück die Hauptrolle gespielt. Ich also nicht faul, teile ihm mit, daß ich zufällig an dem herrlichen Strand von Heringsdorf meinen Sommeraufenthalt genommen habe, und daß ich mich freuen würde u. s. w. Er geht auf den Vorschlag ein, und da ich doch in diesem Fall die Reisekosten zur Premiere erspart habe, so lasse ich mich von ihm anpumpen. Hier, Papa."

Der Schwiegervater blickte in das Buch und schüttelte den Kopf.

„Spielte er ebenso gut?"

„Ach, Papa, das war eine schreckliche Geschichte.

Ich wurde in der gemeinsten Weise hintergangen. Nach einander kamen sie während der Proben aus Swinemünde. Weißt du, die Swinemünder Künstler zweiten Ranges. Sie waren meine Gäste, und es ging ihnen nicht zum besten. Sie nannnten mich Mäcen, während ich doch ihr Dichter war. Na, es fing an, sich zu häufen. Was soll ich viel erzählen! Es wurde immer später in der Jahreszeit, Heringsdorf fing an, sich zu entvölkern, und mein Stück war immer noch nicht aufgeführt. Ich vergaß fast meine Würde. Sie sagten, sie hätten die andern Einakter nicht, die den Abend füllen sollten. Es wurde Ende September, und wir fingen an zu frieren. Dann holte sich Ida einen heftigen Katarrh, und wir reisten ab. Die Woche darauf soll mein Stück in Swinemünde wirklich aufgeführt worden sein. Bestimmtes weiß ich nicht darüber. Das war die Heringsdorfer Aufführung."

„Ich habe aber doch in meinem Blatt über einen sehr hübschen Erfolg in Heringsdorf gelesen?"

„Na ja. Du begreifst, Papa, daß meine dramatischen Lorbeeren . . ."

„Siehst du, mein Junge, es freut mich doch, daß

du so aufrichtig bist. Es wird sich also darum handeln, euer Jahreseinkommen ... nein, vorher noch etwas. Du schreibst doch auch Novellen. Meine Tochter hat einen preisgekrönten Novellendichter geheiratet. Ja oder nein? Du bist doch preisgekrönt? Du hast doch damals die tausend Mark gekriegt?"

„Ja wohl, Papa, ich bin der Verfasser einer preisgekrönten Novelle. Aber mit den tausend Mark! ... Ach Gott, lieber Papa, das sollte ich dir lieber nicht erzählen. Das waren wüste Menschen, und du wirst dir von den Coulissen unsrer Welt eine falsche Vorstellung machen. Also es war da ein kleines Wochenblatt. Es erschien aber nur monatlich. Der Herausgeber war ein guter Mensch. Er hatte nichts. Aber er wollte etwas für die deutsche Litteratur thun, darum schrieb er einen Preis von tausend Mark aus. Er dachte vielleicht, sein Blatt würde sich durch dieses Preisausschreiben so heben, daß er den Preis auch zahlen könnte. Man traute der Sache nicht recht. Daß aber außer mir niemand konkurriert hätte, das ist eine Verleumdung, das ist ein schlechter Witz von einem meiner impotenten Kollegen. Ja, mir war damals sehr viel daran gelegen, einen großen Erfolg

zu haben. Ehrlich, Papa: Idas wegen. Der Herausgeber setzte sich mit mir in Verbindung. Er wollte mir den Preis zuerkennen, aber ich sollte auf den Mammon verzichten. Ich verzichtete und bekam den Preis."

„Was bekamst du denn da eigentlich?"

„Den Preis. Ich sag' es dir ja."

„Ach so."

* * *

Ida kam munter herein.

„Habt ihr von Geschäften gesprochen? Laßt das auf später. Wir wollen jetzt vergnügt sein."

„Wir sind schon fertig, mein Kind. Und heute abend kannst du deinem guten Mann sagen, daß eure Rente sich bedeutend vermehrt hat. Das Nähere schreibe ich euch."

„Du liebes gutes ..."

„Ach was, gefoppt bin ich doch."

„Du, Wilhelm, was meint denn Papa?"

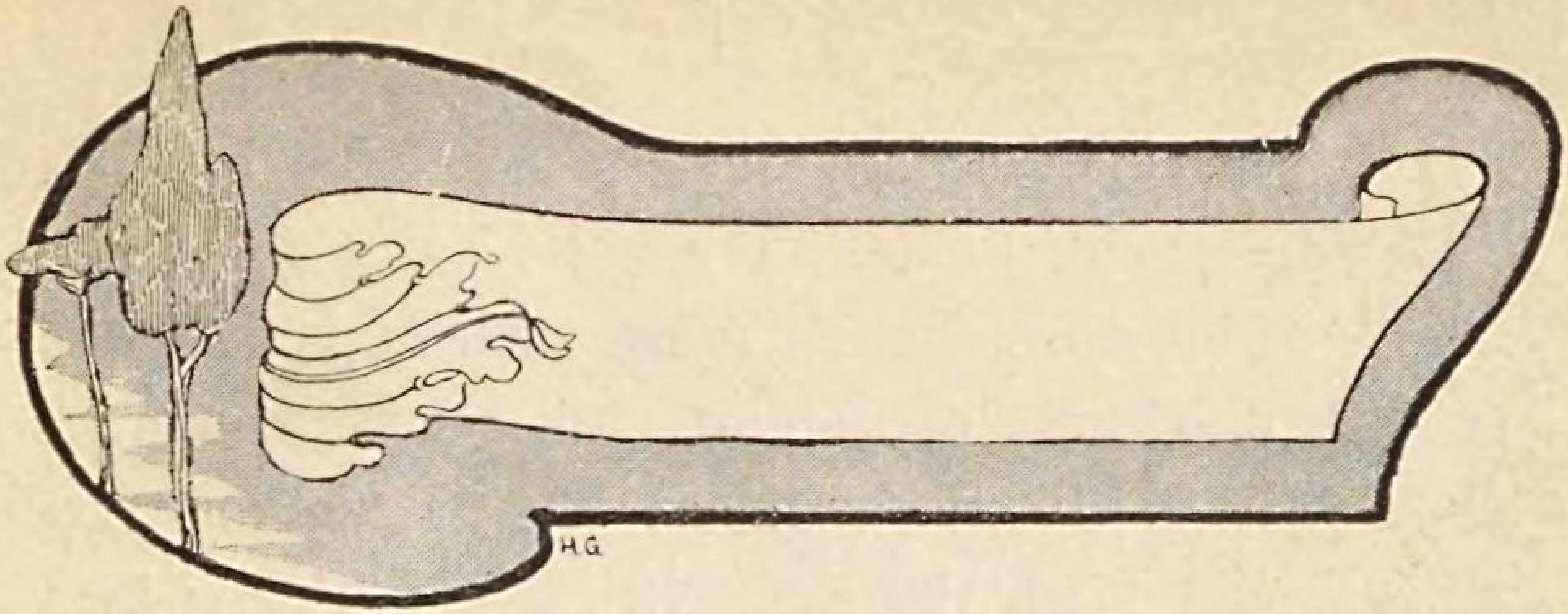
„Er hat sich das Einkommen eines beliebten Schriftstellers ..."

„Eines berühmten, Männchen."

„Na, er hat sich's größer vorgestellt. Aber siehst du, Papa, dein Ideal war ein Kavallerieoffizier. Ich denke, ein berühmter . . . na, sagen wir ein beliebter Dichter ist ebensoviel wert!"

Ein Abend im Irrenhause

(1894)



Mit Doktor Hafkings spreche ich in diesem Leben kein Wort mehr.

Drüben?

Machen Sie sich nicht auch noch über mich lustig. Doktor Hafkings hat mich so hineingelegt, daß ich mich eigentlich schämen müßte, es zu erzählen. Und dabei hat er mich ausgelacht mit dem ganzen Cynismus eines Privatdocenten für Gehirnphysiologie. Hören Sie nur.

Es war Mitte Januar und ich war für den Abend in keinem einzigen Hause zwischen dem Potsdamer Thor und dem Zoologischen Garten zum Souper geladen. Merkwürdig! Was? Wozu ist man denn einer der besten Klavier- und Taschenspieler von Berlin, wenn man nicht jeden Abend zwischen drei Einladungen zu wählen haben soll. Ja, da traf ich gegen Mittag

unsern gemeinsamen Freund Gresse bei Josty, im Café. Sie wissen doch: Gresse! Der unser aller Freund ist und dessen einzige Beschäftigung zu sein scheint, daß er uns in Familien einführt, bei denen man noch nicht verkehrt. Gresse hört, daß ich frei bin und verpflichtet mich sofort, eine große Gesellschaft bei Fleischers mitzumachen. Da fangen Sie schon zu lachen an! Sie wissen also, wen ich meine. Man habe mich schon lange bei Fleischers gewünscht. Der dicke reiche Fleischer mache nicht mehr in Getreide, sondern habe jetzt den besten Koch und die beste Musik, da drüben in dem neuen Stadtteil hinter dem Tiergarten. Wir wissen ja, daß Gresse überall das Recht hat, bei seinen Freunden seine Freunde einzuführen. Vielleicht bekommt er sogar so und so viel pro Stück. Ich sage nein. Den dicken Fleischer habe ich noch mit keinem Auge gesehen, von der dicken Frau Fleischer habe ich zu viel gehört. Für seinen Koch bin ich noch nicht reif. Mir schmecken Frauen und Hühner noch ungetrüffelt. — Gresse zieht ein Gesicht, wie wenn er einen vergebens anzupumpen versucht hat und sagt: „Schade, es ist da eine Dame, die in Sie verliebt ist.“ — So? — „Die Dame liebt die Offenheit, sie

liebt so viel. Sie hat mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß sie Sie gern auszeichnen möchte."

Man ist bekanntlich kein Unmensch und da die Person auch noch sehr hübsch sein soll, sage ich endlich zu. Ich soll ohne jede Förmlichkeit kurz nach neun Uhr erscheinen. Gresse wird die Vorstellung übernehmen. Wie die verliebte Dame heißt? — „Sie werden sie zu Tisch führen."

Es war kurz vor neun, ich steckte schon im Frack und philosophierte darüber nach, ob ich nicht eigentlich mehr Lust hätte zu schlafen als Eroberungen zu machen. Da klingelt's und Doktor Haffings kommt herein. Auch er im Frack. Im Sommer habe er mir einmal versprochen, mich zu einem Galasouper in seiner Anstalt mitzunehmen. Sie wissen, er ist Assistenzarzt in so einem eleganten Privatirrenhause. Jetzt komme er sein Wort einlösen.

Nee lieber Freund, sage ich, das war damals eine Kateridee von mir. Herzlichen Dank für das gute Gedächtnis und den guten Willen. Heute habe ich besseres vor. Und ich erzähle ihm meine Verhandlung mit Gresse. Doktor Haffings kriegt sein hübsches infames Lächeln und sagt:

Du machst dir ein ganz falsches Bild von unserer Anstalt. Die Pension ist so teuer, daß alle unsere Patienten, Männlein und Weiblein, nur den obern Zehntausend angehören. Komfort wie in einem Hotel ersten Ranges und namentlich bei solchen Festen läßt der Direktor sich nicht lumpen. Es ist seine Reklame.

Du begreifst aber . . .

Du machst dir ein falsches Bild! Namentlich die hysterischen Damen hätten dich interessiert. Da ist eine Kranke, mehr als hübsch . . . und du hättest sie zu Tische führen können.

Aber verrückt!

Na ja, sie hat eine wunde Stelle. Aber wer ist denn geistig gesund in der Großstadt? Psychologisch ist so eine Dame . . .

Kurz, ich lasse mich wieder überreden, verzichte auf die unbekannten Genüsse und die Tischdame bei Fleischers und nehme die Einladung von Hafkings an.

Sein Wagen wartete vor der Thür. Er sagte dem Kutscher etwas und wir fuhren über den harten Schnee nach den Tiergarten.

Als mir neue Bedenken kamen, lachte Doktor Hafkings wieder mit seinem hübschen infamen Lachen.

Von Gefahr könne keine Rede sein. Nicht einmal unheimlich sei die Geschichte, nicht unheimlicher als in anderer guter Gesellschaft. Ich würde keinen Unterschied wahrnehmen. Sicherlich würden sogar Skatspieler da sein.

Wir waren angelangt und Doktor Haffings führte mich eilig durch einen kleinen Vorgarten in ein hell erleuchtetes Haus. Es sah gar nicht bedenklich aus. Fleischer oder Sie hätten ebenso wohnen können. Hier sind die Festräume, rief Haffings, gewissermaßen die Schaufenster der Anstalt. Das eigentliche Irrenhaus ist dort. Dazu machte er eine vage Handbewegung, die ebensogut das Hintergebäude und das Nachbarhaus wie halb Berlin bezeichnen konnte. Über weiche Teppiche kamen wir in das erste Stockwerk und wurden da von zwei Dienern in Livree empfangen.

Richtige Diener? fragte ich.

Nein, Dummköpfe und Diebe, welche ihrem Charakter folgen und die Rolle von Bedienten übernommen haben. Sie sind musterhaft vor den Gästen. Aber du solltest sie unter vier Augen sehen! Bestien!

Brechen sie niemals aus?

Selten. In großem Stil ist so etwas seit etwa hundert Jahren nicht mehr passiert.

Während wir die Pelze ablegten, sagte Doktor Haffkings leise: A propos du wirst gar nichts vermissen. Wir haben hier einen Zwillingsbruder des dicken Fleischer. Er hält sich für seinen reichen Bruder und seine Verrücktheit besteht darin, daß er glaubt, er sei der geachtete Wirt der versammelten Gesellschaft. Soweit verlangt er respektiert zu werden. Ich werde dich ihm vorstellen, um ihn nicht zu reizen.

Und die schöne Dame, die du mir versprochen hast?

Sie wird dich selbst ansprechen. Das ist so ihre Art. Sie liebt die Offenheit.

Wir traten ein und mein bängliches Gefühl verlor sich nach wenigen Minuten. Es schien zuzugehen wie in jedem andern Salon. Nur eine gewisse Gemeinheit und krankhafte Gespanntheit glaubte ich auf allen Gesichtern zu sehen. Sonst aber: Toilette und Benehmen wie anderswo, wo man seine Abende zubringt.

Ein dicker Herr trat auf uns zu; er sah aus wie ein Pferdehändler, dem ein Oberkellner Anstandsunterricht gegeben hat. Ich wurde vorgestellt. Der falsche Fleischer verriet seinen Zustand nur dadurch, daß er

einen Augenblick auch den Doktor Haskings wie einen Fremden anstarrte. Dann sagte er unter Händedrücken, was man so zu sagen pflegt. Freude ... bescheidenes Heim ... Haskings wird frech und meint: Sie wissen doch, lieber Fleischer, wen ich ihnen da zuführe? Fleischer drückt mir noch wärmer die Hand, murmelt etwas von großer Ehre und läßt uns stehen.

Ich werde dich zweien oder dreien von den Herrschaften vorstellen, dann wirst du dich gefälligst selbst bedienen.

Du mußt mir aber doch vorher ein wenig erzählen, wer die Leute sind.

Mit Vergnügen, ich bin ja Psychiater. Von unserm Wirt, dem falschen Fleischer wirst du ja gehört haben. Er hat einige Mal mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift und säße vielleicht darin, wenn er nicht hier in einem Irrenhause lebte, ... wie wir Alle.

Du, Haskings, sagte ich dämlicherweise, so etwas habe ich über den richtigen Fleischer auch schon gehört.

Ach das thut nichts, bei dem sind das nur die Vermutungen seiner Freunde ... Siehst du drüben die geschminkte Dame mit der Wespentaille? Ihr Vater war Kommerzienrat, ihr Mann ist Titular-

professor. Ihre fixe Idee ist, daß alle Welt, von ihrer Schönheit spreche. Vor fünfundzwanzig Jahren soll das nämlich wirklich so gewesen sein.

Und wegen so einer Kleinigkeit ist sie hier?

Du mußt nämlich wissen, daß die Leute trotz der großen Mitgift nur noch knapp zehntausend Mark jährliches Einkommen haben und daß sie glaubt, davon sechstausend für Toiletten, Schminke einbegriffen, ausgeben zu müssen. Sie geben offene Gesellschaften und hungern heimlich. Der lange blonde Herr, der mit ihr spricht, ist ein gewisser Doktor Hartwig, Arzt, erst vor einem Jahre von seinen Examinatoren auf die Menschheit losgelassen. Er weiß, daß er nichts weiß und ist insofern ein Philosoph. Aber er hat die fixe Idee, der gesuchteste Arzt von Berlin zu werden und verfolgt dieses Ziel mit der ganzen Schlauheit eines Wahnsinnigen. Der Fall ist für unser einen sehr kompliziert. Seine Geldgier wäre natürlich kein Symptom von Geisteskrankheit. Alle wissenschaftlichen Morde, die er auf dem Gewissen hat, werden durch seine Eitelkeit und seine Unwissenheit entschuldigt; aber schließlich kann der Staat doch nicht dulden, daß so ein Mann jährlich ein Dutzend Menschen umbringt.

Er ist also hier unschädlich gemacht?

Den vernünftigen Menschen kann er nicht mehr schaden. Aber hier in dem großen Irrenhause — und Hafkings machte wieder seine vage Handbewegung — treibt er sein Unwesen. Die beiden Herren, die mit ihm sprechen, sind der Prinz X. und der junge Teltower. Prinz X. war in seinen Kreisen schon lange unmöglich; in Bürgerkreisen macht man ihm Hofknixe, trotzdem er jeder Dame, der ältesten wie der jüngsten, nach zwei Minuten den Vorschlag macht, ihn in seiner Junggesellenwohnung zu besuchen. Der junge Teltower ist harmloser. Er möchte gern mit dem Prinzen X. verwechselt werden und spricht darum nur von Tänzerinnen und Pferden. Sein Körper hat Schaden gelitten, besonders sein niedliches Gehirn. Er läßt sich von Doktor Hartwig unter die Erde bringen.

Teltower? Du, von dem habe ich schon gehört. Alle Leute nannten ihn blödsinnig. Aber ich dachte, er ginge frei herum.

Was man so frei nennt! Aber da kommt ja Frau Urban schon auf dich zu. Sie wird sich dir gründlich vorstellen. Mein Gott, wir sind eben in einem Irrenhause. Ich drücke mich.

Ich war etwas verlegen. Ich stellte mir einen Augenblick vor, ich wäre bei dem richtigen Fleischer, weil mir dort doch auch eine verliebte und offenherzige Frau versprochen worden war. Frau Urban war eine hübsche kleine Person, die mir in anderer Gesellschaft kaum aufgefallen wäre. Hier bemerkte ich sofort dunkle Ränder um ihre schönen, flackernden Augen und gemeine Falten um den hübschen Mund. Sie sah so ... ich möchte sagen, zerdrückt aus.

Sie trat unbefangen an mich heran, nannte mich beim Namen und freute sich, meine Bekanntschaft zu machen. Nach einigen Redensarten über mein letztes Konzert und den neuesten Theaterklatsch bat ich um die Erlaubnis, sie zu Tische führen zu dürfen.

Ach was, rief sie, das habe ich schon veranlaßt. Wir sitzen nebeneinander und wenn Sie nett sind, werde ich nach dem Braten unwohl, muß fort und Sie begleiten mich nach Hause. Sie sind doch nicht zu schüchtern?

Das war starker Tobak. In wirklich guter Gesellschaft hatte sich so etwas höchstens zweimal in meinem Leben ereignet. Freilich schien Frau Urban auch hier die einzige Kranke dieser Art zu sein. Sie

wurde von einigen Pensionärinnen der Heilanstalt geschnitten und die jüngeren Herren lächelten eigentümlich, wenn sie an Frau Urban vorüber kamen.

Ein stattlicher Mann trat auf uns zu und stellte sich mir als den Dichter Felix Raguhn vor. Da ich den Namen niemals gehört hatte, mußte ich glauben, es wäre eben der Dichter, der in keinem Irrenhause fehlt. Raguhn war offenbar eifersüchtig. Er erklärte sich für einen Musikfreund und führte mit Frau Urban ein ganz gebildetes litterarisches Gespräch. Wir sprachen von Ibsen, wie man überall von Ibsen spricht. Raguhn schimpfte und Frau Urban verteidigte. Sie verbarg ihre Krankheit meisterlich und wäre so, wie sie jetzt unter sechs Augen war, eine Zierde jedes ästhetischen Thees gewesen. Nur daß leider schon zu viele Herren davon wußten, wie sich ihre Krankheit unter vier Augen äußerte. Das war mir unangenehm und ich faßte den Entschluß, etwas zurückhaltend zu sein und Frau Urban wie die übrige Gesellschaft nur psychologisch zu studieren.

Inzwischen waren noch mehr Herren gekommen. Alle mit dem gleichen jugendlichen und doch müden Lächeln. Ich beobachtete, daß gerade die ältesten

Herren die Müdigkeit zu verbergen und die Jugendlichkeit zu übertreiben suchten, daß die jüngsten es umgekehrt machten. Diese Freude an der Lüge schien mir bezeichnend für das Milieu, in dem ich mich befand. Mehr als einmal sah ich, wie ein Herr mit einer Dame am Arm eintrat, beide Gesichter wie zerzankt aber mit einem frisch aufgesetzten Lächeln über den verwüsteten Zügen.

Doktor Hafkings rief mich heran, er wolle mich an der Unterhaltung einer schwedischen Sängerin teilnehmen lassen, die auch nach kurzer Vorstellung in ihrer Auseinandersetzung fortfuhr: daß sie sich selbst für eine maskuline, den Doktor Hafkings jedoch für eine feminine Natur halte. Ein wild aussehender Herr reichte ihr den Arm und führte sie fort.

Der Maler! sagte Hafkings zu mir. Er malt das Laub blau und behauptet, es so zu sehen.

Ich fragte, warum denn alle diese Leute, die doch in der Anstalt wohnen, so vermummt die große Treppe heraufkämen.

Du weißt gar nichts, sagte Hafkings und sein infames Lächeln war nicht mehr hübsch. Es ist doch bekannt, daß die Insassen von Irrenhäusern nicht

eingestehen wollen, wo sie sind. Wahnsinn ist die Krankheit, die man nicht eingesteht. Alle diese Herrschaften behaupten irgendwo in Berlin W zu wohnen. Dadurch besonders unterscheiden sich solche Häuser von den Gefängnissen, daß die Verbrecher dort nicht leugnen eingesperrt zu sein. Hier zeigt niemand gern sein trübes oder sein wildes Herz, er hätte denn zu enge Stiefel oder zu weite Magenwände. Übrigens wollen wir uns doch hier nicht blos miteinander unterhalten. Ich mache meine Studien, mache du die deinen.

Unmittelbar darauf sprach mich ein Herr an, der aussah wie ein Pastor oder ein Schauspieler. Er sei Komponist und über Wagner hinausgekommen. Er erkläre nicht nur die Melodie für veraltet sondern auch die Harmonie. Der Individualismus, der in der Politik als Anarchismus die Welt friedlich umformen werde, sei sein musikalisches Prinzip. Ich müsse seine Kompositionen öffentlich spielen. Sie seien sehr leicht zu lernen, weil man sie unter Umständen auch anders spielen könne. Die Kosten des Konzerts werde er gern tragen und wenn er mir sonst gefällig sein dürfe . . .

Der Mann sprach so vernünftig, daß ich beinahe

vergaß, wo ich mich befand. Und dieser Zustand blieb, als ich wieder eine Weile allein war und neugierig Beobachtungen anstellte. Jedermann hatte sich offenbar in seinem Wahnsinn irgend eine Rolle zurechtgelegt, die Herrschaften duldeten einander, um gemeinsam Gesellschaft spielen zu können. Die Sache fing an mich zu fesseln. Ich legte mich auf die Lauer, wahrhaftig, weil ich an Sie dachte und Ihnen den Stoff für ein sensationelles Feuilleton erzählen wollte. Ein Abend im Irrenhause! Das würde Ihnen doch mit Kußhand abgedruckt. Der Gesamteindruck war mir schon klar. Was sonst nur ausnahmsweise in unserer Welt sichtbar wird oder was nur pessimistische Menschen zu sehen glauben, die Leere, die Unwahrheit, die verbrecherische Gemeinheit, das war hier der normale Zustand. Ich lernte noch zwei oder drei Mediziner kennen, sie glichen ganz den andern Patienten. Und einer von ihnen half mir — allerdings sah er mich dabei verwundert an, als ob er auch mich für einen Wahnsinnigen hielte — die Erscheinungen in drei Klassen ordnen.

Zunächst waren alle Anwesenden ohne Ausnahme größenwahnsinnig. Geradezu grotesk wirkte es, wie

der eine immer dem Größenwahnsinn des andern schmeichelte, um vom andern selbst wieder anerkannt zu werden. Es war so, als ob jeder zu jedem gesagt hätte: „Gut, ich gebe zu, daß Sie der Kaiser von Brasilien sind; aber dann müssen Sie zugeben, daß ich der Kaiser von China bin.“ So klassische Fälle erlebte ich nun gerade nicht, aber hundertmal intimere Beispiele eines gegenseitig unterstützten Größenwahnsinns. Ich, Ich, Ich, tönte es von allen Seiten. Ich spiele die Don Juan-Phantasie besser als Liszt sèlbst; sonst hätte Liszt auch nicht solche Bosheiten über mich verbreitet. — Was wäre Virchow ohne meine Entdeckungen. Ich bin darum auch nicht Professor geworden. Die Kerls halten zusammen wie die Kletten. — Mein Umsatz in amerikanischen Eisenbahnpapieren ist größer als der von Bleichröder. — Ich bin ein lebendiges Konversations-Lexikon. — Ich hatte immer die schlechteste Censur der ganzen Klasse. — Ich bin der beste Schwimmer von Berlin. — Ich der beste Radler. — Ich, Ich, Ich! — Ich habe die schärfsten Augen. — So kurzsichtig wie ich ist kein anderer. — Ich habe das meiste Geld. — Ich habe die meisten Schulden. — Ich, Ich, Ich!

Und daneben der stille Tauschhandel des Größenwahnsinns: Das ist mir sehr interessant, was Sie mir da erzählen, Herr Professor. Ich will gern glauben, daß Sie verdienten an Mommsens Stelle zu stehen. Aber solche Cigarren, wie ich sie direkt aus Havanna beziehe, haben Sie noch nie geraucht. — Das will ich gern glauben, aber im Unterrichtsministerium . . .

Unaufhörlich wurden solche Reden und Gegenreden gewechselt. Aber ein gräßliches Gegenbild fanden sie in dem, was hinter dem Rücken geflüstert wurde. Da zeigte sich eine wirklich wahnsinnige Bosheit. Keiner, der nicht in geflüsterten Worten zum Schuft gemacht oder für geisteskrank erklärt wurde. Der betrügt seine Frau, die betrügt ihren Mann. Der hat seine Gläubiger bestohlen, die bezieht ihr Wirtschaftsgeld vom Liebhaber. Der hat ein Testament unterschlagen, die hat ihren Mann ins Irrenhaus gebracht. Der duldet seinen Chef als Hausfreund. Überall dasselbe. „Ich, Ich, Ich“ im lauten Gespräch; „der, der, die, die“ leise in den Ecken.

Sodann schien auch der erotische Wahnsinn stark verbreitet. Man konnte das weniger aus den behorchten Gesprächen schließen als aus anderen Zeichen.

Schon die Soupertoiletten der Damen bewiesen hier erotischen Wahnsinn. Ich hätte mir sagen sollen, daß man in guter Gesellschaft außerhalb des Irrenhauses ebenso gekleidet ging, wie ich mir auch hätte sagen können, daß die lauten Gespräche und das Flüstern anderswo ähnlich war wie hier. Mir aber schienen diese ausgeschnittenen Taillen und das Übrige einen Stich ins Geisteskranke zu haben. Es war nicht anders: die Formen des weiblichen Körpers, die dem Manne zumeist gefährlich werden können, waren unterstrichen, ich kann es nicht anders ausdrücken. Mit dem Unterstreichen der Augen fing es ja buchstäblich an. In der Freude an der Fälschung mochte wohl das Krankhafte bestehen. Falsch die Üppigkeit der Haare, falsch die Büste, die Hüften und manches andere. Was kann so eine Frau damit beabsichtigen? Ihren Mann kann sie nicht täuschen wollen, nicht einmal ihren Geliebten. Sie muß also die Absicht haben, die Augen jedes Fremden anzuziehen. Das ist doch erotischer Wahnsinn? Wenn ein Hahn sich falsche Schwanzfedern aufbinden und seinen Kamm rot färben wollte, so dürften wir doch sagen, daß der Hahn verrückt ist!

Der erotische Wahnsinn äußerte sich auch bei den

Herren. Aber deutlicher zu erkennen war er an der Haltung der Damen. Mit grauenhaft automatischer Regelmäßigkeit wiederholten sie alle irgend eine Lockbewegung. Die eine streckte immer wieder ihr Füßchen unter dem Saume des Kleides vor, die andere hatte eine bestimmte Art, ihre kurzen Ärmel fliegen zu lassen und den Ellbogen zu heben; die dritte schüttelte alle paar Minuten einmal den kleinen Kopf mit dem gebrannten Haar; die vierte sprach unaufhörlich und zeigte dabei in regelmäßiger Bewegung die schönen Zähne, so daß es aussah wie das bewegliche Gebiß im Schaufenster eines Zahnarztes; die fünfte konnte die Nüstern bewegen und that es wie ein Rennpferd auf dem Sattelplatz; die sechste hatte Atropin gebraucht und machte jetzt unaufhörlich große zornige Augen. Auch wenn sie nur guten Abend sagte! Wahrhaftig, die so ausgeprägt kranke Frau Urban war eigentlich noch eine der ruhigeren Kranken.

Die dritte Form des Wahnsinns, auf die mich Doktor Haffings selbst aufmerksam machte, war anfangs nicht so leicht zu beobachten: der Hungerwahnsinn. Bevor man nämlich zu Tische ging, war es nur so eine Art theoretischer Hunger, eine Gier nach

Wagen und Pferden, nach Badereisen und Toiletten, nach Theater und Bällen, oder eigentlich nur Hunger nach dem Gelde, womit das alles zu erkaufen ist. Selten äußerte sich dieser Wahnsinn ehrlich. Es war ein Nebenton, für den das Gehör erst geschärft werden mußte. Dann aber wuchs dieser Nebenton zu einem lauten Brausen an und überschrie die andern Gespräche. Ich muß verhungern! Ich habe nicht genug! Nicht genug! Nicht genug! Es war wie eine höllische Symphonie. Ich hätte sie auf der Stelle komponieren können. Die Geigen fistelten ohne Ende: Ich, Ich, Ich, der, der, die, die. Die Bässe brummten dazu wortlos die Gedanken des erotischen Wahnsinns. Aber die leisen Nebentöne des Hungerwahnsinns schwollen mächtiger und mächtiger an, bis sie die Melodie wurden und wie mit Posaunen alles andere übertönten zu dem Texte: Millionen! Millionen! Nicht genug! Nicht genug!

Als es aber beinahe elf Uhr geworden war und man immer noch nicht zu Tische ging, da kam über die ganze unglückliche Gesellschaft erst der brutale bestialische Hungerwahnsinn, wie man ihn an Fasttagen im Zoologischen Garten studieren kann, wenn der Tiger in seinem Käfig hin und her rennt, wenn selbst der

stolze Löwe vor Wut mit der Tatze nach der Löwin schlägt und sie anblickt, als wollte er seine Zähne in ihren Hals schlagen. Die Damen wurden nur stiller. Aber die Herren! Langsam ließen sie die Maske der Wohlerzogenheit fallen. Wie hungernde Affen grinsten sie in jedes Gespräch hinein. Wie ein Geruch von Hunger stieg es zu den elektrischen Lichtern empor. Ich wurde mir plötzlich meiner schrecklichen Lage bewußt. Und das Entsetzlichste war, ich begann selbst etwas wie den Hungerwahnsinn zu spüren. Ich mußte an mich halten, um dem falschen Fleischer nicht Grobheiten zu sagen.

Da trat ruhig Frau Urban an mich heran, ließ mich meinen Arm in den ihren legen und kniff mich dabei lächelnd in den kleinen Finger. Wir gingen zu Tische.

Rechts von mir saß also Frau Urban, links eine Frau von Kochansky. Auf der andern Seite von Frau Urban saß der Dichter. Uns gegenüber, zu beiden Seiten einer Brillantenausstellung, die um eine dicke Frau gehäuft war, der Maler und der blödsinnige junge Teltower. Anfangs suchte jeder nur seinen Hungerwahnsinn zu stillen. Freilich wurde dazu überall gesprochen; aber es war nirgends eine zusammen=

hängende Unterhaltung. Man schluckte die Austern, man schluckte die Suppe. Als ich dazu alles Weißbrot gegessen und zwei Glas von einem schweren süßen Wein getrunken hatte, wurde ich ruhiger und konnte wieder beobachten. Frau von Kochansky war ganz merkwürdig. Sie hatte sich vorher in ihrer Zelle wohl bis aufs äußerste schnüren lassen. Sie konnte jetzt kaum einen Bissen herunterbringen. Man sah es ihr an, daß sie Schmerzen aushielt. Doch sie verlor keinen Augenblick ein stilles wahnsinniges Lächeln von ihren Lippen und wiederholte mechanisch Zeitungsurteile über Theater und Musik. Dabei stellte sie den Puder auf Gesicht, Hals und Armen aus. Sie sprach kein selbständiges Wort, aber sie gab mich nicht frei. Frau Urban wurde ungnädig, flüsterte mir etwas Beleidigendes zu und unterhielt sich von da ab nur noch mit dem Dichter. Es war mir eine Erleichterung, denn jetzt fiel mir ein, daß ihr Vorschlag, sie nach Hause zu begleiten, doch unausführbar war, da sie ja hier im Hause wohnen mußte. Entsetzlich, in einer Zelle! Als ich nach einer halben Stunde wieder das Wort an sie richtete, sprach sie mit mir nur noch von Herrn Fleischers Küchenchef.

Eben war ein Braten herumgereicht worden. Sie aß davon, dann lehnte sie sich zurück und erbleichte. Sie erbleichte wirklich. Ihr sei nicht wohl, sie müsse nach Hause gehen. Der Dichter sprang auf und bot ihr den Arm. Der falsche Fleischer kam herbei gelaufen und bedauerte unendlich. Der Maler und der junge Teltower lächelten.

Es wurde weiter getafelt, ohne Frau Urban und ohne den Dichter. Frau von Kochansky sprach unaufhörlich, ich brauchte nicht mehr zuzuhören. Ich horchte nach den übrigen Tischgesprächen und erschrak. Etwas wie der kulinarische Kaiserwahnsinn, der aus dem alten Rom berichtet wird, schien sich dunstig über die Gehirne gelegt zu haben. Wir saßen über vierzig Personen an der Tafel und alle unterhielten sich von den Speisen. In unserer Tischgegend führte der blödsinnige Teltower das große Wort. Er sprach über die Sauce, die eben gereicht wurde. Bei 18 Grad müsse das Öl hineingetropft werden, nicht bei 15 Grad. Die Herrschaften hatten keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse; aber über die Sauce unterhielten sie sich jetzt fast gelehrt. Dabei hantierten sie musterhaft mit Messer und Gabel, führten kleine Bissen zum Munde,

lächelten und kauten und dankten zierlich den Dienern in Livree, welche die Schüsseln wieder anboten. Und diese verkleideten Aufwärter schwitzten und prusteten den Gästen den heißen Atem hinter die Ohren. Sie verwandten kein Auge von den Schüsseln und ich hatte Angst, plötzlich würden die Diener und Gäste wie Tiere zu knurren anfangen, die Speisen und die Teller auf die Erde schmeißen und sich dort um Fisch und Geflügel balgen.

Der junge Teltower hatte das Gespräch an sich gerissen. Andächtig wie eine Eidformel sagte er das Kochrezept zu einer Fischsauce auf. Frau von Kochansky nickte ihm zu und schraubte mit leisen Bewegungen ihre Schultern aus den Achselbändern heraus und nahm kleine Schlückchen von einem Wein, dessen Namen der Aufwärter uns wie eine reizende Unanständigkeit ins Ohr flüsterte. Auch die Herren nickten und keiner lachte, als der junge Teltower seine kulinarischen Reiseerlebnisse erzählte. Aus Rom und Paris und Petersburg: Kochrezepte. Er erzählte den uralten Witz, er hätte seine rassenreine Ulmer Dogge erschießen müssen, weil der Hund noch im April junge Gänseknochen fraß, der Proletarierhund, der

keine Erziehung annahm, der Hund! Und der junge Teltower gab weiter zum besten, wie er gestern mit Herrn Fleischer das heutige Menü Probe gegessen hätte, um noch die letzte Feile anlegen zu können, am Küchenherde des Irrenhauses, unmittelbar am Herde, er und Herr Fleischer und der französische Küchenchef.

Ich konnte nicht mehr denken. Ich sah um mich und erblickte den künstlerisch geschmückten Raum, den prächtigen Tafelschmuck, die Handmalereien auf den Tellern und die wertvollen Bilder an den Wänden. Kein Mäcen hätte sich des Raumes schämen müssen, und in einem solchen Raume diese Unterhaltung, nicht nur über das, was man aß, sondern noch gar über das, was ein gebildeter Mann zu der und der Jahreszeit noch essen dürfe. Dürfe! Aber doch nicht vom Essen allein! Wie ein glühender Dampf schien es zur kassettierten Decke empor zu steigen. Essen und Kunst. Ich vernahm Namen: Goethe, Zola, Wagner. Spargelspitzen in Öl und Kunst. Kunst in jeder Aussprache. Kunst, Khunst, Kuhnst, Konst! Und Spargelspitzen!

Der falsche Fleischer schlug ans Glas und sprach einen sogenannten Toast. Ich hätte in einem bürger-

lichen Kreise nicht hingehört; hier aber war es doch ein Krankheitssymptom. Daß jedes Wort gelogen war, war nicht auffallend; nicht daß er die hungrigen Tiere seine werten Gäste nannte, daß er von Bürgersinn und Bürgertugend sprach, von Freude und Jugend und Freundschaft und Treue, und daß die Zuhörer darunter doch nur Trüffeln und Heidsick und Havannacigarren verstanden. Es läßt sich das schwer beweisen, aber unter Treue verstanden sie ganz gewiß Cigarren. Dann antwortete irgend jemand, der zu den Namen der Anwesenden Reimworte gefunden hatte. Es war peinigend und witzlos. Aber der Redner lachte und die werten Gäste lachten, während bei gesunden Menschen doch das Lachen ein Zeichen von Behagen ist. Dann klopfte wieder ein anderer ans Glas. Man nannte mir den Namen eines Abgeordneten, von dem ich noch gar nicht erfahren hatte, daß er wahnsinnig geworden sei. Er fügte wieder sinnlos Worte an Worte und hatte zu viel getrunken.

Eben bemerkte ich noch, daß der junge Teltower, mit dem Ausdrucke eines Priesters im Beichtstuhl, eine neue Weinsorte prüfte, da war es mir, als ob sich mir jemand von rückwärts näherte. Der Aufenthalt in

solchen Räumen mußte doch gefährlich sein; denn ich schrak zusammen wie ein Kranker, als sich mir eine Hand auf die Schulter legte. Gresse stand hinter mir und sagte: „Sie entschuldigen, daß ich so spät komme. Aber Sie sind ja gut aufgehoben. n'Abend Frau von Kochansky! n'Abend Teltower! n'Abend Fleischer!"

Ich habe in diesem Augenblick wahrscheinlich einen bedauernswerten Eindruck gemacht. War denn Gresse freiwillig hier im Irrenhause? Ein Gast wie ich? Oder war er unfreiwillig hier? Er wollte doch zu dem richtigen Fleischer gehen? Dort erwartete er mich ja! Und wunderte sich gar nicht, mich hier zu finden!

„Wo ist denn Frau Urban?" fragte Gresse. „Das ist nämlich die Dame, die Ihre Bekanntschaft machen wollte."

Der junge Teltower lachte.

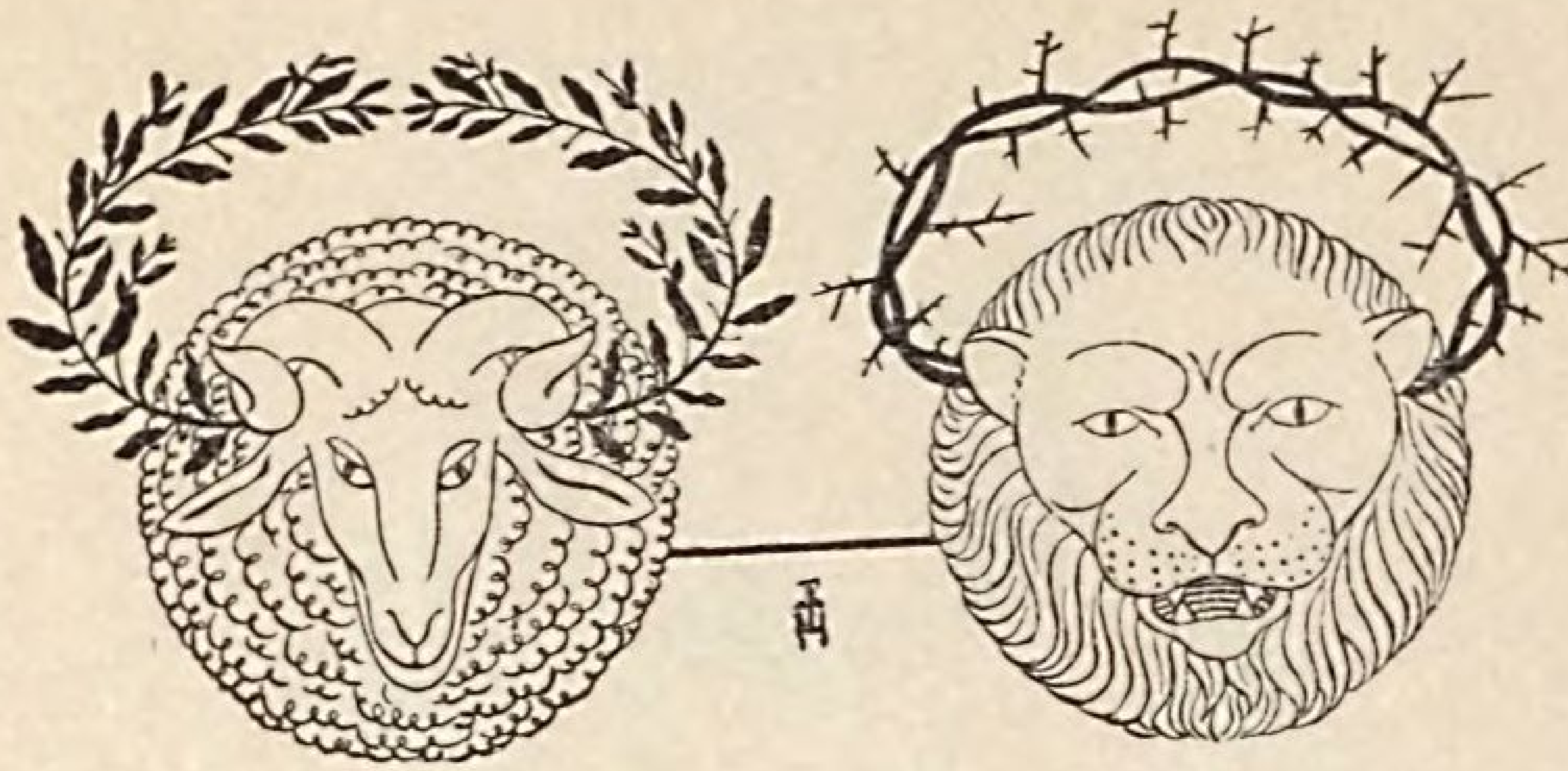
„Sie ist nach dem Braten unwohl geworden. Der Dichter hat sie nach Hause begleitet. Hier die beiden leeren Plätze."

Ich war im Begriff mich unmöglich zu machen. Ich wollte Gresse fragen, ob wir uns in dem Salon des noch unverhafteten richtigen Fleischer befänden, oder mit dem falschen Fleischer im Irrenhause. Da trafen

mich die Augen des Doktor Haffings. Hn, sein infames Lächeln genügte mir. Da hatte ich drei Stunden in der allerbesten Gesellschaft verbracht und so etwas von ihr geglaubt. Ich blieb schließlich sitzen, was hätte ich auch anderes thun können. Aber ich nahm mir vor, ich schwor es mir sogar zu, dieses Haus nie wieder zu betreten. Die Geschichte ist jetzt drei Jahre her. Na, zweimal in jedem Winter habe ich beim dicken Fleischer soupiert. Aber mit Doktor Haffings spreche ich in diesem Leben kein Wort mehr.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Verlag von **Albert Langen, Paris, Leipzig, München.**



Die bunte Reihe

Berliner Roman

von

Fritz Mauthner

Preis 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfg.

. . . An mehr als einer Figur, die bekannte Züge trägt, wird man gewahr, daß Mauthner nach dem Leben geschildert hat, und die Haupthandlung, die Gründung des Kronprinzentheaters, erinnert an Berliner Vorgänge, die noch in frischer Erinnerung sind. Besonders anerkennenswert ist, daß der Verfasser den Mut hat, das Treiben gewisser Kreise in so schonungsloser Weise zu verurteilen, wie er es in diesem als „Sittenbild“ jedenfalls sehr verdienstvollen Romane gethan hat.

(„Die Post“ v. 21. 7. 96.)

Verlag von **Albert Langen, Paris, Leipzig, München.**



Die böhmische Handschrift

Roman

von

Fritz Mauthner

Preis 3 **Mark**, elegant gebunden 4 **Mark** 50 **Pfg.**

Der bekannte Kritiker und Romancier taucht diesmal in die politischen Wirren seiner Heimat. Auf böhmischem Boden schildert er den harten Kampf, den Deutsche und Czechen mit einander kämpfen. Mauthner steht naturgemäß auf deutscher Seite und seine beste Waffe ist sein köstlicher, fein satirischer Humor. Mauthners Held, Mikulasch Laska, der aus Patriotismus eine mittelalterliche Handschrift fälscht und „nationales Petroleum“ entdeckt, ist die brillant geratene Figur eines chauvinistischen Windbeutels. Von überwältigend komischem Eindrucke sind auch die Sitzungen des czechischen — aus einem Mitgliede und zwei Präsidenten bestehenden — Nationalvereins im deutschen Dorfe Obernthal. Mauthners humoristische Verve veranlaßt ihn manchmal zu leichten Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Das hindert nicht, daß Mauthners „Böhmische Handschrift“ unter den besten komischen Romanen der Gegenwart einen Ehrenplatz verdient.

(„Breslauer Morgenzeitung“ v. 15. 6. 97.)

Kleine Bibliothek Langen

Band I
Jakob Wassermann, Schläfst Du Mutter?

Band II
Marcel Prévost, Julchens Heirat

Band III
Amalie Skram, Verraten

Band IV
Heinrich Mann, Das Wunderbare

Band V
Guy de Maupassant, Pariser Abenteuer

Band VI
Herman Bang, Fräulein Caja

Band VII
Anton Tschechoff, Ein Zweikampf

Band VIII
Marcel Prévost, Fleurette

Band IX
Guy de Maupassant, Der Regenschirm

Band X
Jakob Wassermann, Die Schaffnerin

Band XI
Marcel Prévost, Der gelbe Domino

Band XII
Fritz Mauthner, Der wilde Jockey

Jeder Band ist mit einem künstlerischen Titelbild versehen und kostet elegant broschiert 1 Mark, gebunden in Leder 2 Mark.

SIMPLICISSIMUS

ILLUSTRIERTE WOCHENSCHRIFT



PREIS 10 PF.

ALBERT LANGEN'S VERLAG. MÜNCHEN.

Abonnement vierteljährlich 1 M. 25 Pf.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.